

Das Schwarze Korps

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP
Organ der Reichsführung //

Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH., Zweigniederlassung Berlin, Berlin SW 68,
Zimmerstraße 88. Fernruf: 11 00 22. Postscheckkonto: Berlin 4454. Anschrift der
Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91. Anzeigenpreise laut Aufl. Preisliste



Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Brief-
träger 66 Pf., durch Streifb. monatl. 95 Pf. Ausland mit ermäß. Porto 80 Pf., übriges
Ausland RM. 1,05. In Groß-Berlin erf. Zustellung durch Anträger uns. Zweigstellen

Nehmt uns in eure Reihen auf!

Wir werden es vielleicht niemals erfahren, wie die Männer von Stalingrad über die letzte Grenze geschritten sind, dahinter alles versank, was ihnen einstmalig begehrenswert erschienen war. Wir oder unsere Kinder werden wohl einmal die Blätter wenden, die die Geschichte dieses Kampfes verzeichnen. Wir werden darin von Erhebungen über die Furcht und die Not des Todes lesen, die über alle menschliche Erfahrung hinausreichen. Und wir werden nicht mehr nach Beispielen suchen müssen, um das Maß der Größe zu erkennen.

Denn Stalingrad ist selber ein Maß geworden. Mit Stalingrad ist unsere Welt reicher geworden um einen Wert, der im dunklen Feuer einer rasend aufstürmenden Vernichtung in seiner letzten Härte und Reinheit erst zu ahnen ist. Aber den wir heute begreifen als ein Geschenk. In dem wir die Wiederkehr des Erhabenen begrüßen. Den wir an uns reißen als das Unverlierbarste, das dieser Krieg in feurigen Tagen und Nächten aus Leiden und Opfern heraufsteigen läßt.

Der stille und gläubige Gehorsam der Männer von Stalingrad hat die Wiedergeburt des Unsterblichen behütet bis zu dem Augenblick, in dem es frei geboren über den rauchenden Trümmern von Stalingrad stand. Und während dort unten noch brennende Augen in die heranrollende Vernichtung starteten, Mann auf Mann aus den kämpfenden Gruppen zurück-sank in das letzte Schweigen, über stürzende Mauern und berstende Gewölbe das schon ermattende Leben wieder zu den furchtbaren Basteien des Widerstandes vorbrach, während dort unten in Nacht und Feuer, in Grauen und Blut auch das starre Auge des Krieges sich schließen wollte vor solchem entsetzlichen Sturmhauf gegen den Tod, war schon die Sage hochgehoben und von den Schatten des Todes gelöst. „Unter der Hakenkreuzfahne, die auf der höchsten Ruine von Stalingrad gehißt war, vollzog sich der letzte Kampf.“

Dies wird in keinem Geschichtswerk zu lesen sein, weil die Befehle nicht mitgeschrieben werden können, die das Herz selber gibt in den Augenblicken der letzten Entäußerungen aller menschlichen Wünsche und Hoffnungen: dieses Ringen um die Vollendung, diese Tapferkeit im Angesicht des Nichts, diese Furchtlosigkeit, die dem Nichts in die leeren Augen-höhlen starrt. Wo um die Feldzeichen und Standarten eines Lebens gekämpft wird, das nur mit dem eigenen Tode erstritten werden kann, muß eine einsame und schweigende Zone durchschritten werden.

Aus dieser Einsamkeit dringt keine menschliche Stimme, und nur der Schauer, der von den großen Überwindungen zu uns kommt und unser Herz anrührt, jener Atem Gottes, der wie ein Sturm ist, wird unser stilles, ewiges Gespräch mit den Gefallenen durchwehen.

Zu solcher Zwiesprache versammelt sich das Volk mit den Männern von Stalingrad. Lösen wir unsere Augen von dem, was sie uns in der Strategie dieses Krieges mit ihrem Standhalten bedeuten: von jenem meßbaren Wert ihres Ringens, das Armeen gebunden und vernichtet, den drohenden Zusammenbruch einer Frontlinie vereitelt, die neuen Bereitstellungen gesichert, die schwankende Nadel des Sieges wieder dem Stern entgegengerichtet hat, der über unserem notwendigen Kampf leuchtet. Würden wir nicht allzubald in ihrem Sterben nur ein notwendiges Opfer sehen, das in der kalten Mechanik des Krieges unausweichlich geworden war?

Sie haben nicht nur geopfert. Sie haben ein Gesetz aufgerichtet. Sie haben in unsers

Welt eine Forderung getragen, und in ihrem Namen wird unser Dasein endgültig verwandelt werden zu der Bestimmung, zu der es aufgerufen wurde. Wir werden sie nicht auf Denkmäler stellen, an denen wir bewundernd und voller Ehrfurcht vorbeigehen, um wenige Schritte später in die trägen Gewohnheiten unseres Denkens und Handelns zurückzu-fallen. Das Wort Stalingrad wird fortan wie ein Schneidebrenner sein. Wir werden nicht einen Mythos des Helden von Stalingrad schaffen, der wie ein fernes Lied unter uns lebt.

Wir werden das Opfer der Männer von Stalingrad nicht nur in Minuten des Gedenkens, in Stunden der Erinnerung in dunkler Trauer beschwören.

Wir werden sie in unsere Zeit und in unser Geschlecht nehmen als die Schrittmacher unseres ganzen Lebens. In ihrem Namen werden Gesetze geschrieben und erfüllt werden.

Sie haben die Luft geatmet, die uns umweht. Sie sind über die Erde gegangen, die wir lieben. Ihr Herz hat den Frauen unseres Landes entgegengeschlagen, und ihre Nächte waren von der Liebe zum Leben heiß und verlangend. Sie haben einmal ihre Köpfe in die Arme ihrer Mütter geborgen wie wir alle. Sie haben die Hände ihrer Väter als Kinder gehalten, und diese Hände haben sie in das Leben der Männer entlassen. Und sie haben das Herz ihrer Mütter noch schlagen hören, als sie schon lange auf der einsamen Bahn des Krieges standen, und aus den Händen ihrer Väter hat sich ihnen immer wieder und wieder das Leben entgegengehoben, das in Treue und Gehorsam erfüllt werden muß.

Sie haben es in den Jahren, in denen sie reiften, vielleicht nicht immer gewußt und haben ihre eigenen Wege gesucht. — bis der Krieg ihnen wieder die Grenzen zeigte, in denen sich das Leben erfüllen muß: auf dem Boden, über den sie den Vater und die Mutter sich beugen sahen, säend, erntend, in den Werkstätten, in Städten und Dörfern, alte Formen des Lebens mit neuer Lust des Werdens erfüllend, Gesprengtes wieder vereinigend zum gehorsamen und treuen Ausdruck des Lebens.

Sie zogen von ihren Berghöhen, aus weiten, fruchtbaren Ebenen unseres Landes aus, von schmalen Lebensgrund und eine, aus reichem Erbe der andere; Träumende, denen das Leben erfüllt ist im sanften Lied einer Hirtenflöte, Stürmende, die nach den großen Bildern des Lebens Ausschau halten; Strenge und Güte, Einsame und Lebensfreudige.

Sie haben ihre Väter und Mütter noch einmal begrüßt und ihre Mädchen umfaßt, und ihre Hand hat noch einmal auf dem Kopf ihres Kindes gelegen. Sie taten es lachend und aus einer großen Hoffnung, sie nahmen so vieles mit, das ihnen den Augenblick des Abschieds leicht machte. Sie liebten das Leben, wie es sich ihnen dargeboten hatte, die kleine Stadt, den Garten, das Wirtshaus, die Bücher, die Bilder, den Wein. Dorthin würden sie zurückkehren, das war ihre Zuversicht.

Von solchem Bilde des Lebens ist der Gang zu dem anderen, das uns ihre Gesichter aus den blutigen Nebeln von Stalingrad entgegenhebt, wie ein Weg in ein Reich, aus dem keine Wiederkehr möglich erscheint. Keine Wiederkehr zu den Verhältnissen, aus denen sie einstmalig ausgezogen sind. Sie sind von ihren alten Eigenschaften und Besonderheiten abgetrennt und erscheinen uns wie eine in vielen Feuern geblühte neue Gestalt. Daß es uns schwerfällt, ihre Erscheinung zu begreifen, das macht, daß



Zeichnung: //Kriegsbericht Wilhelm Petersen

STALINGRAD

Nie, niemals wird die Sage
der wilden Ruhmestage
in unserm Volk vergehn.
Wie ihr so heiß gekämpft,
wie ihr so tief gelitten,
das muß unsterblich bleiben stehn.

Um eure Todesstunden
hat Gott den Kranz gewunden
mit seiner eignen Hand.
Ihr selgen Überwinder,
auch danken Kindeskinde
auf immer Herd und Vaterland.

WERNER JANSEN

wir die einsame Zone ihrer Überwindung nicht mit durchschritten haben.

Keine Phrase dringt zu ihnen vor, die uns ein Zeichen gegeben haben für die Erfüllbarkeit auch anderer Forderungen als derjenigen, zu deren Meisterung wir den Menschen bisher mächtig glaubten. Sie sagen uns, daß Liebe und Glaube mehr und Größeres vermögen, wenn Liebe mehr ist als eine flüchtige Leidenschaft, Glaube mehr ist als das Einssein und das Sich-einfühlen mit dem Sieger. Sie lehren uns, daß diese Werte in einer Welt aufgesucht werden müssen, in der die billigen Worte wie Rauch vergehen und wo das harte und schreckliche

Urgestein der Welt herrscht, aus dem die großen Gesetze der Völker geschlagen werden. Dies ist ihre Forderung: daß wir alle vordringen zu dem Raum, in dem sie verweilen.

Aber ist der Schmerz aus unserer Welt genommen, indem wir die ihre zu begreifen suchen? Am nächsten sind den Gefallenen ihre Väter und ihre Mütter, ihre Frauen und ihre Kinder. Am nächsten ist ihnen die Liebe der Lebenden, von denen sie einmal Abschied genommen haben. Jedes Wort wäre verdammt, das die Trauer der Zurückbleibenden nur mit dem Hinweis auf die Unabänderlichkeiten des Krieges zu mildern versuchte. Trennt sich nicht

mit jedem Gefallenen ein Stück unseres Lebens von uns, und wird das Leben nicht um seine Hoffnungen ärmer? Trauern die Mütter und Frauen nur deshalb, weil sie Abschied nehmen mußten? Ist es nicht zugleich ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit, das sie erschauern läßt, die Ahnung des Herbstes des sinkenden Abends des unerfüllten eigenen Lebens?

Darum ist der Schmerz um die Gefallenen nicht zu besänftigen, ehe auch hier nicht die Einsamkeit durchschritten ist, die die Männer von Stalingrad auf ihre Weise bestehen mußten und in der sie zum tieferen Sinn ihres Daseins sich erhoben haben. So wie sie Maß und Gesetz geworden sind, so beginnt jetzt der schwere Kampf um Maß und Gesetz in jenem Leben, das ihnen am nächsten stand: in ihren Eltern, in ihren Frauen, in ihren Kindern.

Um diesen Kampf, der nunmehr anhebt, muß sich die Nation scharen wie eine unverbrüchliche Eidgenossenschaft. Denn hier sind die

ersten Vermächtnisse der Männer von Stalingrad zu erfüllen. Sie haben die ganze Nation vor sich gerufen, aber die ersten, die ihre Rufe hören, sind diejenigen, die ihnen am nächsten waren. Sie haben auch dies in dem einsamen Raum, in dem sie ihre Vollendung suchten und fanden; bedacht, und hier mögen wir ahnen, auf welchem steilen Wege sie sich freiekämpft haben.

Ihre Kraft wird siegen! Sie wird den Hinterbliebenen, die sie liebten und von denen sie sich geliebt wußten, nichts vergeblich erscheinen lassen. Sie werden auch im Tode noch mächtig sein als der Zuspruch, den wir den Trauernden geben könnten. Nicht ein Abend kommt, und das Leben neigt sich nicht seinem Herbst entgegen. Kinder werden nicht vater- und schutzlos sein.

Schon jetzt sind sie von einer Rüstung umschlossen, die der vernichtenden Gewalt des Schmerzes ihre Abwehr entgegengesetzt: von

dem Gesetz, das die Männer von Stalingrad auferichtet haben, und das keinen Gedanken und keine Tat unseres Lebens mehr aus seiner Forderung entläßt. Hinter der stummen Schlachtrelhe von Stalingrad tritt die zweite an, und diese ist vom Blute und vom Geiste der Siegenden auf immer geweiht. Sie werden das Gesetz von Stalingrad als die Ersten weitertragen; denn das dort verströmte Blut lebt ja in ihren Adern weiter, und das Herz, das dort zu schlagen aufgehört hat, bewahrt in einem lebenden Herzen den durchgekämpften Kampf und vollendet ihn. Groß und unerforscht sind die Weisungen des reinen Blutes und die Mahnungen des tapferen Herzens, die nicht untergehen können, solange sie noch angenommen werden von gleichem Blut und gleichem Herzen.

Uns allen aber gedeihe nur ein Ruf und nur eine Bitte der Bewährung: Nehmt uns in eure Reihen auf!

winden. Man kann von keinem Zivilisten und keinem Rekruten Taten und Entbehrungen erwarten, die später an der Front vielleicht wochenlang zum Alltag des erfahrenen Soldaten gehören. Und wenn die Führung noch so gut weiß, was sie im Ernstfall von der Truppe fordern muß, sie wird doch nicht daran denken, dem Rekruten „Übungshalber“ die gleichen Bedingungen zu stellen. Im Manöver würden unter solchen Bedingungen vermutlich ganze Regimenter schlapp machen, die sich dann vor dem Feinde unter noch schwereren Bedingungen hervorragend bewähren. Die Fähigkeiten des Menschen, sich in eine angenehme Lage hineinzudenken, sind eben trotz allem begrenzt. Er entfaltet seine großen Kraftreserven und seine tatsächliche Einsicht erst im Angesicht selbsterkannter Notwendigkeiten.

Daß es in diesem Kriege um Sein oder Nichtsein geht ist dem deutschen Volk schon vom ersten Tage an gesagt worden. Und nicht nur von der eigenen Führung: auch der Feind hat kein Hehl daraus gemacht. Und trotzdem soll niemand so vermessen sein und sagen, er habe von Anbeginn gewußt, worum es wirklich geht. Selbst ein so hartes Entweder-Oder wie dieses Sein oder Nichtsein ist letzten Endes ein dehnbarer Begriff, es gestattet jedem noch eine eigene Auslegung, und jeder kann seine privaten Abstriche davon machen solange hinter dem Wort nicht drohend die Tatsache aufsteht.

Solange es nur britische Gewürzkrämer waren, die uns in wütenden Reden und Zeitungsartikeln die Vernichtung ansagten, nahmen wir sie nur als zähnefletschende komische Figuren, sie verfolgten uns nicht in unsere Träume, und wir gingen nach der Lektüre ihrer Auslassungen getrost ins Kino. Ja, solange wir die schon wesentlich massivere Drohung der bolschewistischen Bestie vor den Speerspitzen der deutschen Wehrmacht in die Weiten des Ostens zurückfluten sehen, läßt sie uns keine grauen Haare wachsen. Es geht zwar gewiß um Sein oder Nichtsein, aber unser Sein ist auf uneinnehmbaren Fels gebaut, und uns braucht vor der anderen Möglichkeit nicht bange zu sein.

Jetzt begreifen wir

Daß die Bolschewisten im Falle ihres Sieges ganz Europa überfluten möchten, daß sie dann Millionen deutscher Männer und Frauen hinschlachten und als Sklaven in die Todeswästen Sibiriens verschleppen würden, daß dann das physische Ende unseres Volkes gekommen wäre — auch darüber haben wir uns niemals Illusionen gemacht. Aber die gleiche Drohung greift ganz anders nach unserem Herzen, wenn eine Armee von Helden sich opfern muß, um die tödliche Gefahr von uns abzuwenden.

Nun erst begreifen wir das Wort des Führers in seiner Proklamation vom 30. Januar: es würde nach diesem Kriege nicht Sieger und Besiegte, sondern nur noch Vernichtete und Überlebende geben. Von diesem Wort macht niemand mehr seine privaten Abstriche. Vor dem Schatten der blindwütigen Horden, die gegen den Schutzwall unserer Wehrmacht anrennen, erhielt dieses Wort seine Legitimation als die nackte, nüchterne Wahrheit, an der es nichts zu deuteln gibt.

Jetzt, wo an der Klarheit der Entscheidung nicht mehr zu deuteln ist, nur weil sie jedem unverhüllt vor Augen steht, können wir uns der Mobilisierung aller Kräfte auch gewiß sein, daß sie ohne inneren Widerstand befolgt wird. Die Hausfrau wird ihren Herd verlassen, der Kaufmann wird seinen Laden schließen, der Handwerker wird sich zum Millionenheer der Rüstungsarbeiter gesellen. Es wird ihnen allen schwerfallen, wir wollen uns da gar nichts vormachen. Es wird manchen Soldaten schwerfallen, seine Frau im Zwang ungewohnter Verrichtung zu wissen. Es wird dem Angestellten schwerfallen, seinen Kragen abzunehmen und ein namenloser Kumpel zu werden. Es wird auch den an Luxus und Wohlstand gewöhnten Menschen, der sogenannten höheren Stände kein leichtes sein, sich einzureihen, zu dienen, zu arbeiten und zu gehorchen. Und wir wollen es ihnen allen nicht schwerer machen, als es ohnehin schon ist, verklemmte Klassenkampfinstinkte brauchen just heute nicht wieder zu erwachen, und dafür, daß keiner ausreißt, sorgt viel eher noch als die Staatsgewalt die Drohung des Schicksals, das uns eine unmißverständliche Warnung erteilt hat.

Im Feindlager spricht man — wer hätte anderes erwartet! — vom letzten Aufgebot der Deutschen. Es soll uns recht sein. Wir aber glauben, daß dies nicht unser letztes, sondern überhaupt erst unser Aufgebot zur großen Entscheidung ist. Sowie die jungen Regimenter in unseren überfüllten Garnisonen und auf den Straßen zur Front nach letztem Aufgebot aussehen, so wenig wähnt sich die aufgebotene Heimat in der Rolle eines Lückenbüßers. Sie hat zu großen Teilen länger fast als die Front gebraucht, den Ruf des Schicksals zu verstehen — nun gut, jetzt aber hat sie ihn verstanden. Und für Millionen Menschen beginnt der Krieg erst jetzt. Sie haben seine Bekanntheit nur zögernd gemacht, er hat sich ihnen erst von allen Seiten zeigen müssen. Jetzt kennen sie ihn, und jetzt wissen sie, was er von ihnen fordert. Die Deutschen genießen nicht vergebens den Ruf der Grundleichheit. Sie werden den Krieg gründlich führen. Und man wird seine Wunder erleben.

Hauptschriftleiter: Gunter d'Alquen, z.Z. Waffen-ff

Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH., (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 68 — Druck: Buchgewerbehau M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 vom 1. Mai 1940 gültig.

Die Heimat hat verstanden

Der unsterbliche Stammtisch hat ein neues Gesprächsthema. Es lautet: Warum erst jetzt? Weshalb ist der totale Krieg nicht früher erklärt worden? Weshalb sind all diese Maßnahmen nicht früher ergangen? Weshalb hat nicht schon am ersten Kriegstag die totale Mobilisierung aller Arbeitskräfte eingesetzt, weshalb ist nicht damals schon ein Rüstungsausschuss entfacht worden, das alle Feinde des Reiches niederwalzte, ehe sie erst richtig Atem holten?

Wir wollen zugeben, daß dieser Gedanke etwas Bestechendes hat. Am 1. September 1939 wird die gesamte, nicht unmittelbar dem Kriege dienende Erzeugung eingestellt. Der Verkauf aller nicht lebenswichtigen Güter wird verboten. Alle lebensunwichtigen Geschäfte werden geschlossen, alle Vergnügungstätten und Beherbergungsbetriebe. Alle kriegsunwichtigen Transporte und Reisen sind untersagt. Und alle frei werdenden Arbeitskräfte und nicht nur diese, alle kinderlosen Frauen bis 45, alle nicht wehrpflichtigen Männer bis 65 werden der Kriegsarbeit verpflichtet. Ein ungeheurer Millionenstrom ausgeruhter, wohlgenährter, frischer Menschen ergießt sich in die Rüstungsschmieden, oder er wird, wo diese nicht ausreichen, zum Bau neuer Rüstungsschmieden angesetzt. Spätestens ein halbes Jahr darauf hat Deutschland mehr Waffen als alle übrige Welt zusammen. Seine Flugzeuge verdunkeln Englands Himmel, und seine Panzer ergießen sich als unaufhaltbare Sturmflut über die russischen Ebenen.

Es ist eine grandiose Vision des totalen Krieges. Leider nur eine utopische Vision.

Wir wollen davon absehen, die Frage zu untersuchen, ob eine solche Umstellung auf einen Schlag auch nur organisatorisch zu bewältigen wäre. Sie ist es nicht. Die Mechanik des totalen Krieges ist zu kompliziert, als daß sie von einem Tag auf den anderen mit voller Belastung anlaufen könnte.

Es ist auch müßig, sich darüber zu unterhalten, ob die Notwendigkeit einer solchen Überkraftanstrengung damals schon zu erkennen war. Sollte jemand die Gefährlichkeit der Stalinschen Kriegsmaschine in ihrer alle Vergleichswerte sprengenden Rüstungskapazität in vollem Ausmaß damals schon erkannt haben, so hat er sein Licht jedenfalls unter den Scheffel gestellt.

Die einzige Antwort

Aber alle diese Erwägungen sind ja auch Spiegelfechtereien gegenüber der einen, entscheidenden Frage: Was hätte unser Volk dazu gesagt? Wie hätte die Wirtschaft als eng verflochtener und irgendwie auch selbständig wirkender Organismus darauf reagiert, daß man sie aus einer Hochblüte heraus durch einen Druck auf den Knopf erliegen ließ? Was hätten der Kaufmann, der Handwerker, dazu gesagt, daß man ihn zwang, von heute auf morgen die Rolläden herabzulassen, wo doch sein Lager voller Waren, seine Arbeit im besten Fluß, seine Kundschaft kautkräftig und verböhnt war?

Was hätte der Herr Konsument zu all dem gesagt?

Und nicht zuletzt — mit welchen Gefühlen wäre der Soldat an die Front gegangen, der hinter sich die Brücken zur baldigen Heimkehr in den geliebten Friedenszustand abgebrochen sah? Und nicht nur das — der seine Frau, seine Braut, seine Tochter von heute auf morgen eingezogen wußte oft zu ungewohnter Arbeit?

Viele Fragen und doch nur eine Antwort: Auch wir hätten uns dieses Experiment, vorausgesetzt, es wäre durchführbar gewesen, schwerlich leisten können. Es wäre damals ganz einfach über das Begriffsvermögen und über die seelische Belastbarkeit des Volkes gegangen.

Erinnern wir uns, daß viele unter uns noch nicht einmal die am ersten Kriegstage einsetzende Rationierung der lebenswichtigen Verbrauchsgüter auf Anhieb verstanden haben, obwohl das — von heute aus gesehen — doch nur eine sehr bescheidene und selbstverständliche Abschlagszahlung auf den totalen Krieg gewesen ist.

Erinnern wir uns, mit welcher Beharrlichkeit wir alle uns an den gewohnten Friedenszustand geklammert haben in der durchaus feisenfesten Überzeugung, daß das Gewohnte und Bequeme auch im Kriege völlig unentbehrlich sei. Der Mann, der heute einzusehen beginnt, daß er auch die Eisenbahnfahrt zu unterlassen habe,

vertrat im Herbst 1939 noch ganz ehrlich seine Meinung, die Eisenbahn könne man ihm gar nicht zumuten, er brauche sein Auto, und ohne das ginge es überhaupt nicht. Und die Hausfrau, die sich jetzt ihre geblühten Vorhänge daraufhin ansieht, ob sie dereinst nicht doch noch recht hübsche Dirndkleider für die Kinder abgeben würden, schlug vor der ersten Reichskleiderkarte noch die Hände überm Kopf zusammen, weil es „so wenig“ darauf zu kaufen gab!

Denken wir nur an die Käuferströme, die noch vergangene Weihnachten durch die Warenhäuser fluteten mit der eisernen Entschlossenheit, dem Krieg doch noch einen Friedenszoll abzutrotzen! Hat sich nicht jeder noch dabei ertappt, wie er ernstlich böse wurde, weil es dieses oder jenes nicht mehr zu kaufen gab?

Hat es nicht eben noch Leute unter uns gegeben, die da grollend maulten, im vierten Jahr des Ersten Weltkrieges hätten sie doch noch mehr zu kaufen bekommen — die also das Gesetz des totalen Krieges noch nicht einmal in seinen bescheidenen Forderungen erkannten? Und fordern wir nicht heute noch von der deutschen Arbeitskraft Dinge, die nicht entfernt dem Kriege dienen, Dauerwellen, Kravatten, Ölgemälde und Lippenstifte?

Vor allem: wissen wir nicht allzu gut, daß selbst heute, wo uns die Notwendigkeiten des Krieges unverhüllt sichtbar geworden sind, die neuen Verzicht und Leistungen, die der totale Krieg uns abverlangt, nicht federleichten Herzens zu verschmerzen sind? Und dabei stehen wir vor der Schicksalsfrage, die an das Leben

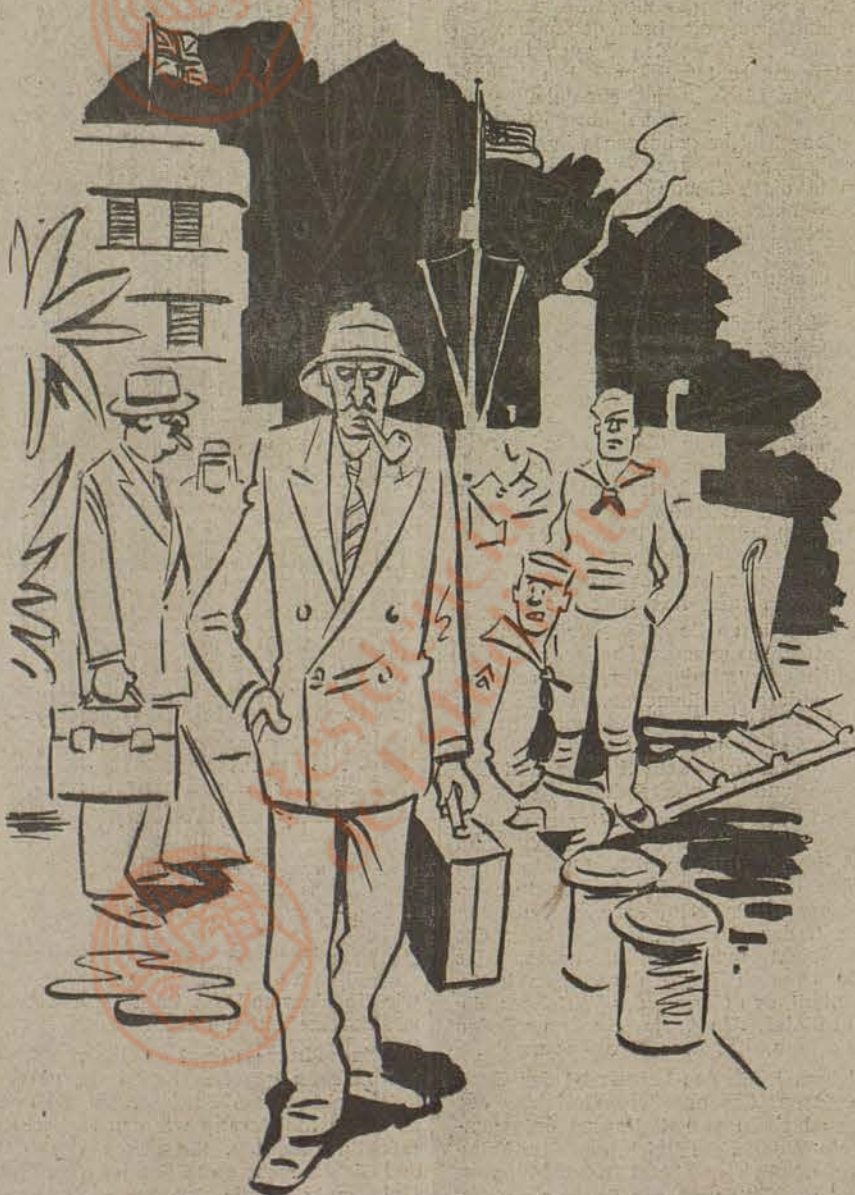
aller rührt, und nicht wie damals vor der allgemeinen Hoffnung auf einen verhältnismäßig leichten Sieg.

Nein, es räkelt sich keiner an den Stammtischen, und es komme uns keiner und behaupte, das alles habe man von Anfang an so machen können. Es wäre nicht möglich gewesen. Nicht aus böser Absicht oder sonstiger Unzulänglichkeit, sondern auch, weil der Mensch nun einmal unfähig ist, plötzliche Belastungen solchen Ausmaßes auf sich zu nehmen, so viel Neues, so viel Ungewohntes, eine derart totale Umstellung alles Tuns und Denkens. Er bedarf des Trainings, er muß in seine Aufgabe hineinwachsen.

Wir wollen damit nicht sagen, daß es nicht möglich gewesen wäre, diese oder jene Maßnahme schon früher einzuleiten, namentlich im Sektor der Erzeugung lebensunwichtiger Dinge, des Handels oder der privatwirtschaftlichen Organisationen. Aber das sind Fragen, die im größeren Zusammenhang minder wichtig erscheinen, und vielleicht war es richtiger, die nationale Kraftentfaltung auf einen Zeitraum zu konzentrieren. Das entscheidet letzten Endes die höhere Strategie der Volksführung, die bisher immer noch bewiesen hat, daß sie das Instrument der Volkspsychologie meisterhaft beherrscht.

Entscheidend ist aber, daß solche Leistungen, wie sie uns der totale Krieg jetzt abfordert, nur mit den Anforderungen wachsen können und mit der zunehmenden Sichtbarkeit ihrer Notwendigkeit. Nur im Angesicht der Not, unter dem Zwang der Abwehr entwickelt der Mensch Entschlüsse und Kräfte, die sie über-

In Algerien



Zeichnung: Waldi

Wieso nur Afrika immer noch der „dunkle Erdteil“ heißt, Sam?

Wahrscheinlich, weil so viel „dunkle Gestalten“ hier rumlaufen.

Schild vor dem Kontinent...

Was wäre aus dem deutschen Volk und aus Europa geworden, wenn am 22. Juni 1941 nicht in letzter Minute die neue deutsche Wehrmacht ihren Schild vor den Kontinent gehalten hätte? Diese unerbittliche Frage des Führers in seiner Proklamation vom 30. Januar 1943, dieser fordernde Ruf nach unserem heiligen Lebensrecht auf dieser Erde hallen wider in den Ohren der Menschen, pochen mit donnernder Faust an die verschlossenen Herzen



Zeichnung: PK-Kriegsbericht Wilhelm Petersen

jener, die sich blind machen vor der drohenden Wirklichkeit und vor dem Übermaß ihrer geschichtlichen Schuld. Diese Frage aber verlangt gebieterisch nach einer Antwort. Noch bricht sie sich an dem Schweigen der Verlegenen, aber immer wird sie als tausendfaches Echo wiederkehren, bis die Erkenntnis das Recht auf dieser Erde wiederherstellt: Ihr, Soldaten des deutschen Volkes, wart unser Schild vor der drohenden Vernichtung, im Schatten eurer übermenschlichen Leiden und Opfer durften wir leben, während unsere Welt zu vergehen schien. Euer Sieg schenkt uns das Leben wieder.

Noch tobt der Kampf, noch bebzt die Erde im Rasen der Schlachten, wie sie die Welt noch nie sah. Aber mögen Jahrtausende vergehen und mögen auch eherner Lettern in Schutt und Asche zerfallen, so wird doch das Heldentum deutscher Soldaten in den Herzen der Menschheit ihre Heimat finden bis an das Ende der Zeiten.

Vermächtnis wird Befehl

In den schweren Abwehrkämpfen im Raum von Rschew fiel am 11. Dezember 1942 der Regimentsarzt Dr. Karl Sälzer. Wie viele Soldaten, so trug auch er den Abschiedsbrief in der Tasche, gerichtet an seine Frau, die, selbst Ärztin, dem gemeinsamen Beruf als einer Mission im Dienst des deutschen Volkes gefolgt war. Zwischen diesen beiden Menschen herrschte in allen Fragen des Lebens und seiner Erfüllung die letzte Klarheit. Der Tod schreckte sie nicht. Und wenn es auch vermessend wäre, zu sagen, Sälzer habe den Tod gesucht und herausgefordert, so glaubte er doch an seine Bestimmung, durch sein Opfer dem nachdrängenden Leben Raum zu geben, das in seinen Kindern Ansprüche an eine bessere Zukunft stellte. Somit fehlt in seinem Abschiedsbrief jede elegische Note. Er ist ein Rechenschaftsbericht und eine klare Anweisung an die Lebenden, den Sinn des soldatischen Opfers zu erfüllen.

Einer für viele

Wir wollen diesen Brief in seiner zumindest scheinbaren Härte nicht als ein Beispiel hinstellen. Der Flug seiner Gedanken eilt den unsrigen weit voraus. Aber er zeigt doch nur wissentlich für den Geist, der, wenn auch unbewußt, in all den namenlosen Helden der 6. Armee lebendig war. Hier spricht einer, der vor der Tat auch die Worte fand, für viele, die nur durch ihre Taten zu uns sprechen können.

„Meine liebe Elli!“

Bestimmungsgemäß sind dies meine letzten Zeilen an Dich, denn wenn Du diesen Brief öffnest, bin ich inzwischen den ehrenvollsten Tod eines deutschen Mannes, den Soldatentod, gestorben und hoffe damit einen, wenn auch winzig kleinen Beitrag zum Erfolge des Krieges und zum glorreichen Aufstieg meines geliebten deutschen Vaterlandes beigetragen zu haben. Du weißt, ich habe es gerne getan, wenn mir auch zu jeder Zeit völlig klar war, daß der letzte Lebensaugenblick, besonders dann, wenn man das Leben langsam schwinden sieht, bestimmt viel Schweres in sich birgt, zumal ich mein Leben während meiner besten Jahre hingab.

Meinem Führer habe ich es am 20. Mai 1937 in der Barbarossa-Burg in Gelnhausen noch einmal feierlich gelobt, selbst mein Leben einzusetzen und einmal als braver Soldat zu kämpfen.

Die Gelegenheit vollen Einsatzes war mir nur selten vergönnt, ich glaube aber in diesen Zeiten zumindest meine Pflicht getan zu haben. Dies kam ja auch in einer Belobigung im Tagesbefehl der III. Armee zum Ausdruck, als ich trotz eigener Verwundung meine Soldaten nicht verlassen, sondern sie weiter versorgt habe.

Am 17. Juli 1941 hatte ich das große Glück des persönlichen Einsatzes, als ich die mir anvertrauten Soldaten und Kameraden in sehr schwerer Artilleriefeuer, während alles andere in die schützenden Löcher ging, aufsuchen mußte, um die verwundeten Kameraden zu versorgen. Insbesondere gelang es mir, einen, den der Tod schon gezeichnet hatte, zu bergen; ich konnte ihm das Bewußtsein geben, daß er auch unter diesen Verhältnissen nicht verlassen war.

Als dann im Oktober 1941 der Vormarsch durch Morast und Schlamm begann, war es für mich eine selbstverständliche Pflicht, bei den vordersten Teilen zu sein, obwohl meine Einheit nur mit wenigen Leuten vertreten war. So konnte ich eine Pionierkompanie, die besonders übel dran war, versorgen und ihr in vorderster Linie nahe sein. Ich glaube allein durch meine Anwesenheit den schwachwerdenden Soldaten durch eigenes Beispiel geholfen zu haben, war ich doch durch eine Verwundung infolge eines Unfalls während eines Angriffs in so schlechter körperlicher Verfassung, daß ich eigentlich meine Truppen hätte verlassen müssen.

Immer wieder suchte ich die Gelegenheit zur kämpfenden Truppe zu kommen. Ich konnte dann auch zur Artillerie übersiedeln. Leider war es kein Einsatz, wie ich ihn erwartete; die vorgeschobenen Beobachter zu begleiten, wurde mir nicht erlaubt, obwohl sie die gefährdetsten Teile meiner mir anvertrauten Truppe darstellten. Ich habe nun aber endlich einmal die Hoffnung auf einen wirklichen Einsatz.

Auftrag zum Leben

Etwas weiß ich bestimmt, und dies erleichtert mir meinen ganzen Einsatz. Das Ende dieses Krieges überlebe ich nicht. Ich finde es als etwas überaus Großes, darum so sicher zu wissen. Ich weiß, ich lasse, wie aber so viele andere, Frau und Kind, ja vielleicht Kinder, allein zurück, und für meine liebe Mutter wird es auch ein hartes Erlebnis sein. Du bist damit auf Dich selbst gestellt, selbst mußt Du nun versuchen, Dir nach dem Kriege einen Platz zu sichern. Mein Wunsch war, und das habe ich immer wieder zum Ausdruck gebracht, daß wir beide dermaleinst zum Wohle unserer Mitmenschen den höchsten Beruf ausüben wollten und, gereift durch diesen schweren Krieg, diese Aufgabe voll erfüllten.

So kann ich Dir in keiner Weise mehr helfen, Du stehst auf eigenen Füßen, und ich wünsche Dir alles Gute und viel Erfolg in Leben und Praxis und hoffe, daß Du diese, zum alleinigen Handeln gezwungen, mit der gleichen Freude verstehst, wie ich es in Gemeinschaft mit Dir zu tun hoffte.

Mit unserem Jungen und eventuell der Tochter wirst Du nun allein stehend viele zusätzliche Sorgen haben, aber ich hoffe, daß Du

meinem früheren Wunsche entspricht und baldmöglichst wieder heiratest. In jedem Falle bitte ich Dich dringend, die Kinder nicht im banausen Geist, sondern als nationalbewußte, willensstarke, offene, ehrliche, charakterfeste und weitsinnige Menschen zu erziehen. Denn unsere Werke und unsere Nachkommen sind die Ewigkeit.

Da ich meinen Tod als eine heilige Pflicht empfinde, würdet Ihr mich noch nach dem Tode tiefst beleidigen, wolltet Ihr um mich trauern; dann war mein Tod vergebens und mein Einsatz umsonst. Denkt an die vielen anderen, die in diesem Krieg Wertvolles für das Bestehen unseres Vaterlandes und die Größe unseres Seins opferten.

Meinem Sohn aber möge es immer klarer werden, welche Aufgaben seiner warten und welche Verpflichtungen er seinem Volke und seiner Zukunft und damit auch seiner Mutter und seinen Geschwistern schuldig ist. Sein ganzes Leben sei darauf ausgerichtet, in diesem Sinne immer Besseres zu leisten, er soll stets Hammer, niemals Amboss sein. Wo aber einmal alles nicht wunschgemäß verläuft, da soll er hart im Nehmen sein und sich niemals unterdrücken lassen. Dann erst ist er wert, an dem glorreichen Aufstieg unseres geliebten Vaterlandes teilzuhaben. Das Leben gehört zum Glück nur dem Starken, drum sei er männlich und stark!

Du, meine liebe Elli, wirst ihn im Streben nach diesem Ziel hilfreich führen und, wenn er einmal schwach werden will, straucheln oder ängstlich werden will, stützen. Wenn Dir dies gelingt, dann hast Du Deine persönliche Lebensaufgabe erfüllt und wirst Du hierdurch neue Kraft erhalten, Deine übrigen Aufgaben zu meistern. Das gleiche gilt für das noch kommende Kind, von dem wir noch nicht wissen, welcher Art es sein wird und ob Du es besitzen wirst. Vielleicht ist es sogar eine Tochter, dann hat der Junge so früh als möglich die Gelegenheit, sich Damen gegenüber als wahrer Ritter zu verhalten.

Was den Beruf des Sohnes oder der Kinder anbelangt, so mache ich keine Vorschriften und äußere keine Wünsche. Sage ihnen, daß der Vater, als er noch lebte, gehofft hat, daß aus seinen Kindern fleißige, anständige, ordentliche Menschen würden. Und nur, wenn sie danach immer streben, seien sie würdig, sich Kinder des heiligen Vaterlandes zu nennen.

Krieg und Dichtung

Es mag auch in diesem Kriege noch eine kleine Schicht lebensuntauglicher und schwacher Geschöpfe geben, die sich vor dem elementaren Ausbruch der Weltwende in ein Reservat ästhetischer Geistigkeit zu flüchten versuchen, um dort als Gemeinde der Stillen im Lande die Gralsbüter des Schönen und Guten zu spielen. Dieser Kreis ist heute aber Gott sei Dank sehr klein geworden und findet keine Möglichkeit mehr, seine Gefühle nach außen zu bringen.

Andererseits mögen auch in diesem Krieg, wie in allen früheren seit Erfindung der Buchdruckerkunst, da und dort jene Streiter versucht haben, ihr Haupt zu recken, die alles und jedes vom sicheren Port ihrer zivilen Existenz programmgemäß literarisch zu verarzten suchen, weil sie von Narvik bis Tobruk, von Dünkirchen bis Stalingrad ein schier unerschöpfliches Feld ihrer konjunkturebedingten Ernte wittern. Aber auch sie sind für uns kein Problem mehr, wir können sie beruhigt der Zentralstelle für Papierbewirtschaftung ausliefern und wissen sie dort gut aufgehoben.

Die Reinigung des geistigen Lebens in Deutschland durch die nationalsozialistische Revolution hat sich in ihrer positiven Auswirkung noch nie so stark bewiesen wie jetzt im Krieg, und zwar zu der Zeit, wo der Begriff der Bewährung tief und fühlbar den deutschen Menschen zu prägen beginnt. Daß wir die Luft des geistigen Lebensraumes frei haben von den „Gott-straßen-England“-Lissauern und „Nassauern wie auch von den „Nie-wieder-Krieg“-Juden Tollerscher Kreszenz, bedeutet nicht nur eine Ausschaltung artfremder und zersetzender Elemente aus dem Bereich des künstlerischen Schaffens, wie es vielleicht noch in den ersten Jahren nach 1933 empfunden werden konnte, sondern wirkt sich heute in weitaus umfassenderem Maße aus. Man muß schon das Bild des Gartens nehmen, dessen Beete gereinigt sind von wucherndem Unkraut, um in Saat und Wuchs den edlen Früchten Raum zu geben.

Zum ersten Male im Abschnitt der modernen Geistesgeschichte erlebt die Welt, wie Deutschland im Niederschlag seiner schöpferischen Kräfte ohne fremde Beeinflussung, ohne geheime, widervölkische Führung und Leitung seiner Schicksalsstunde entgegentritt. So wie dieser Krieg allein über die ureigensten völkischen Fragen Großdeutschlands aus der Kraft des Volkes heraus entscheiden wird, so wird sich dieses Schicksal auch allein aus der Kraft des deutschen Geistes gestalten.

Im Mittelpunkt der Entscheidung steht heute unverrückbar der deutsche Soldat, er ist Deutschland geworden in den Schlachten dieses Krieges, er ist es aber auch in der Heimat geworden, denn allein aus seiner Haltung heraus hat sich die Leistung der Heimat zu

für das der Vater sich opierte, damit sie den notwendigen Lebensraum hätten.

So laßt Euch alle, die Ihr mir so sehr verbunden wart, grüßen und für alles, was Ihr mir tatet, von Herzen danken.

Karl.“

An einer Stelle seines Abschiedsbriefes spricht Sälzer von seinem früheren Wunsche, daß seine Frau nach seinem Tode wieder heiraten möge. Dieser Wunsch ist in einer testamentarischen Anordnung enthalten, die Sälzer 1939, schon vor dem Ausbruch des Krieges, im Hinblick auf kommende Ereignisse niedergeschrieben hat. Aber sie enthält mehr als diesen Wunsch; das Bekenntnis zu einem Glauben, der diesem Mann die Kraft gab, jedes seiner Worte mit dem Tode zu besiegeln:

„Da aber ein zukünftiger Krieg mit der Ausrottung der besten Kräfte einhergeht und Deutschland nur dann trotzdem noch einmal wieder gesunden kann, wenn es gelingt, das restierende gute Erbgut des deutschen Volkskörpers schnellstens zu vermehren, und dadurch verhindert wird, daß das Unkraut überwuchert, bitte ich Elli, schnellstens wieder zu heiraten, sofern sie auch nur im geringsten noch mit Nachkommen rechnen kann.“

Es mag, wenn man in diesem Augenblick vor ein halbwegs neues Leben gestellt wird, roh erscheinen, einem solchen scharf umrissenen Wunsch ebenso genau zu folgen. Aber es geht ja nicht um uns, es geht um das deutsche Volk und durch dieses um Deutschland, für das gleiche Vaterland, für das ich zu sterben ja rückhaltslos bereit war. Denn, wie man nicht lebt, so opfert man sich niemals für das gegenwärtige Volk, sondern nur für dasjenige, das durch die Summe dieser Opfer neu geboren und geweiht wird.

So werdet ihr es auch verstehen können, wenn ich es für meine Pflicht halte, meine volle jugendliche Kraft in den Dienst der großen Sache zu stellen und Schonung mit Feigheit gleichermaßen verachte.

Auf diese Weise glaube ich das Erbgut, das mir mit der Geburt anvertraut ist, am rechten Platz in die Waagschale werfen zu können, als Verpflichtung gegenüber denjenigen Vorfahren, die wir ihres Charakters wegen besonders ehrten, und deren Haltung in oft viel schicksalsschwererem Leben wir immer wieder bewunderten.

Es lebe der Führer! Es lebe unser Vaterland!

dieser Größe steigern können, die uns den Sieg garantiert.

Der soldatische Ausgangspunkt des Nationalsozialismus, im Weltkriegserlebnis Adolf Hitlers wurzelnd, ist durch die schicksalhafte Wende von 1939 zum deutschen Allgemeingut geworden, und dieser Volksbesitz, frei von jeder dogmatischen und theoretischen Forderung, wird revolutionierend in die Weltgeschichte eingreifen, als es sich jede Reaktion jenseits Europas jemals träumen läßt.

Dieses völkische Erlebnis ist aber die Grundlage aller kommenden Dichtung. Wir beginnen vielleicht am Rande heute zu ahnen, welche Formen und welches Format sich einer zukünftigen Gestaltung aufprägen, wenn wir versuchen, diesen Gedanken zu Ende zu denken.

Dieser Krieg ist ohne dynamische Sonderinteressen, kein Kronenträger kann mehr über seinen Verlauf entscheiden, diplomatische Händel und Kabinettpolitik sind vor ihm wehenlos geworden. Regierungssysteme können nicht mehr gestürzt oder auf den Schild gehoben werden, um den Schutz einer Neutralität oder den Anteil an einer Beute zu gewahren. Denn dieser Krieg ist die Völkerdämmerung Europas und damit aller jener Länder und Erdteile, die den schöpferischen Werten unseres Kontinents verpflichtet sind. Was in den Zeitaltern der Mythen und der Sagen als Götterdämmerung vor dem Aufgang einer neuen Weltordnung stand, das ist in diesem Krieg an jedes Volk und damit an jeden einzelnen in seinem Volk herangetreten. Es läßt auch kein Volk mehr aus auch dann, wenn eine scheinbare Neutralität die Grenzen noch sichert. Auch dort reifen die Entscheidungen heran, weil diese Völkerdämmerung alles in ihre Auseinandersetzung einbezieht. Der Krieg ist auch nicht mehr eine Auseinandersetzung der Fronten, der Armeen, er ist total wie das Schicksal, weil er zum Schicksal wird.

Jeden packt er, jeder erlebt ihn, in seinen Opfern, in seinen Siegen, in seinem Grauen und in seiner Bewährung. Jeder kommende Tag wird ihn noch stärker, noch unerbittlicher in das Bewußtsein der Völker rücken, denn nur die Selbstaufgabe und in ihr die Selbstvernichtung können das Einzelwesen oder ein Volk aus diesem Geschehen ausschalten.

Aber weil wir uns dieses Krieges in seiner ganzen Gewalt und Gestalt bewußt geworden sind, vollkommen und vorbehaltlos vielleicht erst auf den Schlachtfeldern des Ostens, wissen wir auch um sein Wesen als Durchgang, wissen wir, daß keine Schlacht, und mag sie noch so gigantisch in ihren Ausmaßen sein, keine Waffe und kein Einsatz zum Selbstzweck werden, sondern daß alles nur jener völkischen Zukunft zu dienen hat, deren aufsteigende

Dämmerung den Schein kommender Ordnung anzeigt.

Wir können uns nicht mehr an den Krieg verlieren, und darum können wir den Krieg auch nicht mehr verlieren. Denn wir stehen ihn durch für das Leben, das Leben unseres Volkes, das Leben Europas. Fielen wir, so fielen auch das letzte Bollwerk des Lebens, und die Vernichtung hielte ihr grausiges Mahl auf den Trümmern eines unrettbar verlorenen Landes.

So mag es nicht wundernehmen, daß gerade der Soldat, der heute im Brennpunkt dieses Kampfes steht, stärker und stärker sich dem Kommenden, dem Zukünftigen zuwendet.

Anruf und Antwort

Die Stunde des Krieges wird zur Stunde der Dichtung, weil vom Soldaten selbst der Anruf an sie kommt. Es wäre müßig, mit einzelnen Beweisen antreten zu wollen wo unzählige Briefe und viele Gespräche Zeugnis davon ablegen, wie sich Anruf und Antwort gerade draußen an der Front zu gestalten beginnen.

Laßt es ruhig bei der Frage nach dem Lese- stoff beginnen! Der Soldat will lesen und muß lesen. Das geschriebene Wort ist für ihn die Brücke in die Heimat. Alles, was der Krieg ihm versagt, versagen muß kann allein aufblühen aus den Seiten eines Buches. Macht das Buch zum Rufer des Lebens!

Es ist vielleicht der größte Auftrag an den Schriftsteller und Dichter, der je erteilt worden ist, dem Soldaten, jedem kämpfenden und schaffenden Menschen deutscher Zunge in diesem Krieg Bücher zu schenken, die prall sind vom gesunden Leben, trüchtig von Zukunft, gefüllt von Glauben, männlich in ihrem Lachen und in ihren Entscheidungen. Das ist Kriegsdienst des Dichters und Schriftstellers, der nicht die Waffe führen und den grauen Rock tragen kann, der aber Volk vom Volke ist. Dazu bedarf es nicht des Genies, hier ist das Feld des Talents, hier bedarf es keiner Verstellung und keiner falschen Töne, keines heroischen Gehabes und keines Schwerfgeklirrs, hier bedarf es nur fröhlicher Herzen und anständiger Charaktere.

Keine Programme und keine verlogenen Märchen verlangt der Soldat vom Autor, aber daß es sich rundet und daß es aufgeht, daß Kopf und Herz etwas behalten vom Gelesenen, daß man im Dreck draußen noch einmal davon sinnen kann und träumen: Mensch das gibt's, das kann dir auch noch blühen, wenn wir erst mal wieder zu Hause sind.

Für diese Bücher erfindet keine Soldaten, wir bitten euch darum, denn erfundene Soldaten machen neben den echten immer eine schlechte Figur, zumal wenn ihre Erfinder selber im letzten Glied am linken Flügel stehen. Baut Brücken, die aus starken Herzen in die Zukunft führen!

Das hat noch wenig mit Dichtung zu tun. Es kann welche werden, dann ist es schön, aber es muß nicht sein. Es ist Nahrung für den Hunger, Kommißbrot des Gemüts, faßt es so auf, dann wird es bestimmt richtig!

Wenn ihr, die ihr dazu berufen seid, diese Lücke füllt, dann habt ihr euch ein großes Verdienst erworben. Es wird euch tausendfach vergolten!

Und hilft uns eines: daß kein Unberufener die Zone des Schweigens durchbricht! Denn dieser Krieg ist Durchgang, Durchgang für die Seelen der Berufenen, deren Weg in die Bewährung führt. Es gibt Wandlungen und Entwicklungen, die sich nicht herbeiführen lassen, es gibt Stunden des Soldaten, die keiner zereden darf. Weil sie heilig sind wie die Stunden der Zeugung. Die höchste Zweisamkeit des Menschen erfährt kein Lied, Hoffnung, Liebe, brünstiges Verlangen, Bewährung, Besitz, Enttäuschung, der ganze Umkreis ist ausgeschritten worden in ewigen Gestaltungen, aber vor dem Schweigen der Zeugung wird jedes Wort zur Zote. Denn auch sie ist Durchgang zum Leben. Im Willen zur Bewährung zeugt sich der Mann noch einmal, wenn die Pflicht von ihm das Opfer des Lebens verlangt. Wer diese Stunde besteht und übersteht, wird ihr Geheimnis nicht auf den Lippen tragen. In ihm aber ruht das Wesen des Soldaten beschlossen.

Das größere Schweigen

Ohne diese Stunde, durch die jeder hindurch muß, gibt es keinen Soldaten. Aber sie tritt nicht an ihn heran, damit er seine Verwundung darstellt, sondern damit er sich erfüllen kann. Wie die Stunde der Zeugung dient sie dem Kommenden.

Der Krieg ist keine Angelegenheit, angeführt für Verleger, Literaturkritiker und Denkmalsüchtige. Drei Jahre Krieg und noch kein überragendes Buch! Der Soldat versteht das nicht, weil er die Seiten dieses Buches ausschreitet vom Westen zum Osten, vom Norden zum Süden!

Das Schweigen ist größer als das Wort, das zu früh gesprochen wird.

Die Völkerdämmerung steht hinter diesem Krieg. Millionen tragen sie im Herzen. Millionen werden einstmals die Verse von dem neuen Aufgang sprechen, aber die Takte dieses Epos müssen ausgegült sein und geboren werden aus dem Schweigen. Denn Millionen haben sie zu zählen gelernt in diesem Kampf.

Große Gestaltungen wachsen aus dem Schicksal. Wir haben die Aufgabe, unser Schicksal zu meistern. Wer den Mut hat zu schweigen und zu kämpfen, der findet die Kraft zur gestaltenden Tat!



Eine Ehrensache

Es war einmal ein Soldat. Er war jung verheiratet und hatte zwei Kinder. Dennoch litt es die junge Frau nicht daheim in den vier Wänden. Ihre Gedanken folgten dem Manne und sahen, wie er im Dienst am Volke sein ganzes bürgerliches Dasein von sich abschüttelte, wie er tausend alte Gewohnheiten der einen neuen Pflicht unterstellte. Es schmerzte sie, daß sie ihm nicht ebenbürtig sein sollte und ihr wurde bange vor der Kluft, die ihrer beiden Pflichten trennte. Sie wollten ihm näher sein, wenn nicht im Raum, so in der Tat. Es war ihr Glück, daß ihre Eltern lebten, ihren Plan bejahten und die Kinder zu sich nahmen. Es galt dann noch den einen Widerstand zu überwinden, den des Mannes. Des Mannes Einwand aber war nicht aus dem Herzen gekommen. Er war, auch als er wetteilte, insgeheim stolz auf diesen Kameraden seines Lebens. Und seine Augen leuchteten und forderten jeden Kameraden heraus, als er endlich das Bild der hübschen Nachrichtenhelferin, des Blitzmädel herumzeigen konnte, das seine Frau war. Aber die Männer seines Haufens lachten nicht, sie teilten seine Freude und verstanden wohl seinen Stolz auf die Gefährtin, die, da er die Uniform anzog, auch nicht länger zu Hause bleiben wollte.

Soweit ist das ein Märchen, nicht weil es nicht wahr wäre — das Leben unserer Tage hat viel tausend solcher Märchen zu erzählen — sondern weil es so schön und makellos ist. Aber manchen Leuten ist der reine Sinn für das Märchen und seine Schönheit nicht gegeben, und so dichten sie es um auf ihre Art. Läßt man sie gewähren, so machen sie aus Dornröschen und Schneewittchen, aber auch aus dem Nibelungenliede und der Gudrunsage eine Lektüre für schlüfrige Genießer, denn so ist nun einmal ihre Phantasie: sie lebt von der Opposition gegen die Lauterkeit menschlicher Empfindungen. Und so kann es nicht fehlen, daß sie sich auch des Frontsoldaten und seiner Frau, des Blitzmädel annehmen. Nicht dieses einen Falles, den sie ja nicht kennen, sondern ganz allgemein des kameradschaftlichen Geistes, der unsere jungen Frauen und Mädchen im Dienst der Wehrmacht freiwillig soldatischen Pflichten gehorchen läßt.

Und so verläuft die Fortsetzung unserer Geschichte nunmehr auf der Kehrseite des Märchenhaften.

Der Fronturlauber kommt nach Hause und findet seine Frau nicht. Es klappt nicht immer mit dem Doppelurlaub, wenn der eine aus dem Osten, der andere aus dem Westen oder Norden kommt. Das Warten führt ihn in eine lustige Gesellschaft. Man spricht von Leid und Freud des Kriegerlebens. Man beginnt mit dem Leid, kommt schnell darüber hinweg und wälzt die Freuden aus. Schon prasseln die Lachstürme. Zwar ist außer unserem Urlauber keiner noch dabei gewesen, oder wenn, so ist es sehr, sehr lange her. Aber man hat es aus dritter Hand und ist bestens informiert. Man kennt sich aus. Man weiß ja, wie es so in der „Etappe“ zugeht. Und es läuft einem auf seine alten Tage geradenwegs noch das Wasser im Munde zusammen, wenn man es sich so ausmalt und aus sicherer Quelle vernimmt, wie gut die Soldaten es jetzt haben gegen früher. Ja früher, da standen sie in Brüssel, oder wo es gerade war, sozusagen Schlange um die Freuden männlichen Daseins, es waren magere Jahre, es gab mehr Feldgeistliche im Armeebereich als Priesterinnen der Liebe. Jetzt aber gibt es die Blitzmädel. Potz Blitz und zugehört! Was nur irgend in der Heimat der bürgerlichen Zucht entfliehen will, den Augen der Mama oder den Treuebegriffen des lieben Gatten, das fädelt sich an der Nachrichtenstippe frontwärts und hat, was es braucht...

Freilich, wie der Hauptsprecher gerade seine Stimme senkt, um eine besonders deftige Anekdote zum besten zu geben, da packt ihn eine Faust am Kragen und die andere enthebt den Zahnklemmer künftiger Mühen, also, daß dem Redner für einige Tage das Reden vergeht. Die aufgeschreckte Spießerseligkeit sieht, tödlich erschrocken, nur noch eine feldgraue Kehrseite im Entschwinden, hört nur noch die donnernde Tür und sackt dann in jähem Entsetzen zusammen. Sie weiß nicht, daß hier ein Mann die Ehre seiner Frau verteidigte, aber sie braucht's auch nicht zu wissen, sie mag den Faustschlag getrost als eine Sammelsendung der Front ansehen, an alle, die es angeht.

An die Front der Männer wagt sich die üble Nachrede nicht heran, so hängt sie sich denn

um so liebevoller an die Front der Frauen. Wieviel davon Feindpropaganda ist, wird man schwer ermesen. Es wäre allzu bequem, alles darauf abzuschreiben. Die Ehrabschneiderei ist immer die heimtückische Waffe der Lebensfeigen. Wer spricht am schlechtesten über die Blitzmädel und Rotkreuzschwestern? Es sind die, die am ehesten Anlaß hätten, sich an ihnen ein Beispiel zu nehmen.

Unter allen arbeitenden Frauen winkt ihnen der geringste materielle Lohn. Heute, wo manche Betriebsführer Wettläufe um schulentlassene Lehrlinge veranstalten, wo manche Siebzehnjährige mehr verdient als ihr in Arbeit und Sorge ergrauter Vater, stehen Behördenangestellte und damit auch Blitzmädel und Schwestern im Verdienen hinten an. Und auch ihre sonstigen Lebensgenüsse sind bescheiden. Man ist ja nicht auf den Kopf gefallen, man kennt den Weizen, der da in manchen Hirnen blüht, man weiß, was man der Ehre der jungen Mädchen und Frauen, der Väter und Gatten, letzten Endes aber auch der Wehrmacht schuldig ist. Und so steht auch die Freizeit der Blitzmädel unter einer strengen Zucht, und nicht einmal der Mann, Vater oder Bräutigam kann, wenn er zu Besuch kommt, sich die Seine mir nichts dir nichts

unter den Arm klemmen, auch er muß sich die „Anstandsdaime“ gefallen lassen. Da bliebe dann für Abenteuer wenig Raum, selbst wenn die Neigung da und dort vorhanden wäre.

Nein, dieser soldatische Dienst, der Wille, es den Männern im Rahmen fraulichen Vermögens gleichzutun, erfordert Idealismus und einsichtiges Denken, das alle privaten Wünsche weit hinter sich läßt. Es mag ja sein, daß die eine oder andere diesen Anforderungen nicht entspricht, aber es geschieht nicht häufiger als unter den Männern auch, und es mindert den Ruf und die Ehre der „Truppe“ nicht.

Es ist Zeit, darüber ein offenes und deutliches Wort zu sprechen. Denn unter den Frauen und Mädchen, die jetzt dem Angebot des totalen Krieges folgen, werden wieder Tausende sein, die sich dem Dienst an der Nation in seiner konsequentesten Form verschreiben möchten. Es gilt, sie vor der hässlichen Begleitmusik der geistigen Etappe zu bewahren. Darin wollen wir künftig keinen Spaß mehr verstehen, denn der Schaden, den so ein witzelnder Schweinegel anrichtet, ist fortan mit Ohrfeigen allein nicht mehr auszugleichen. Jede Arbeitskraft, die seine Dreckschleuder diesem Fraueneinsatz fernhält, fehlt am Bauwerk des Sieges.

Macht es nach!

Der Fuhrunternehmer Herbert Schröder aus Berlin-Schöneberg beförderte für einen Soldaten ein Gepäckstück von einem Stadtteil zum anderen und nahm dafür — 11 Reichsmark. Der Soldat beschwerte sich bei der Preisbehörde. Die Behörde stellte fest, daß der Fuhrunternehmer einen „Verstoß gegen die Verordnung über Höchstpreise für Fuhrleistungen“ begangen habe. Diese Feststellung tat aber dem Preiswucherer nicht weiter wehe, er sah sich auch nach mehrfacher Aufforderung nicht veranlaßt, den Mehrpreis zurückzuzahlen. Und als der Soldat deshalb eine neue Beschwerde an die Preisbehörde richtete, wurde ihm erwidert, daß die Behörde „nicht befugt“ sei, auf die Firma Schröder in dem gewünschten Sinne einzuwirken.

Wir haben diesen Einzelfall damals — in der Folge 38/1942 — ausführlich geschildert, denn er war ein typisches Beispiel für eine Methode, die bei böswilligen Kriegsgewinnlern jedenfalls nicht verfehlt. Der Kriegsgewinnler weiß ja selbst, daß er ein Kriegsgewinnler ist; eine bloße amtliche Bestätigung dieser Tatsache läßt ihn kalt. Und auch dem Geschädigten wird hierdurch nicht gedient, denn er hat kaum Zeit und Lust, nun auch noch einen Zivilprozeß zu führen. Wir mußten damals also resigniert feststellen, daß der Übeltäter durch solche Methoden nicht, wie es sein sollte, abgeschreckt, sondern viel eher ermutigt wird.

Nun hat aber mittlerweile die Geschichte eine völlig unerwartete Fortsetzung gefunden.

Nur ein Beispiel

In einer Danziger Zeitung erschien am 22. Januar folgende Anzeige: „Die Spielbank Zoppot sucht mehrere Herren, nicht über 40 Jahre, als Croupier. Bewerbungen aus Zoppot bevorzugt. Schriftliche Angebote an Kasino-Gesellschaft, Zoppot, Nordstraße 2-6.“

Der Leser, der die Perle fand, schickte sie uns mit dem Bemerkung: „Anbei ein Beitrag zum totalen Krieg...“

Ja, es ist wirklich ein Beitrag, dazu ein doppelt sinniger. Er sagt uns, daß es noch Arbeitgeber gibt, die sich durchaus nicht scheuen, Männer in den besten Jahren zu Arbeiten von immerhin zweifelhaftem Kriegswert einzuspannen. Er verrät uns aber auch, daß es offenbar auch Männer gibt, die ihre „Arbeits“-Kraft vor dem Zugriff des Krieges in eine minder aufreibende Tätigkeit retten möchten. Wäre es anders, so würde sich die Kasinogesellschaft kaum in die Unkosten einer Kleinen Anzeige stürzen. Sie wäre längst dazu übergegangen, statt würdiger, jedoch rüstiger Herren im besten Mannesalter bejahrte Croupieusen an ihre Spieltische zu setzen, die für richtige Arbeit nicht mehr tauglich sind.

Die Anzeige stammt freilich vom 22. Januar, und wir dürfen mit einiger Sicherheit annehmen, daß sie wenige Tage später nicht mehr

für die Behörde, die formal „nicht befugt“ war, den Kriegsgewinnler am Kragen zu packen, ist die Fachgruppe Fuhrgewerbe der Reichsverkehrsgruppe Kraftfahrergewerbe eingesprungen. Ihr Leiter teilt uns mit:

„Sofort nachdem ich durch Ihren Aufsatz vom Fall Schröder Kenntnis erhielt, habe ich angeordnet, der Sache von hier aus noch weiter nachzugehen. Zunächst wurde das Fahrzeug, mit dem Schröder den in Frage stehenden Transport ausgeführt hat, entwendet. Damit hat er also auch von hier aus einen gehörigen Denkzettel erhalten. Weiter wird sein Geschäftsbetrieb laufend genau überwacht. Bei neuen Verfehlungen wird, worauf Schröder nachdrücklich hingewiesen wurde, mit strengsten Maßnahmen gegen ihn vorgegangen. Wenn ich Ihnen von Vorstehendem Kenntnis gebe, so geschieht dies, um zu zeigen, daß meinerseits im Transportgewerbe, soweit es zu meiner Zuständigkeit gehört, alles geschieht, um unlauteres Geschäftsgebahren darin nicht aufkommen zu lassen.“

Diese Mitteilung ist sehr lehrreich. Sie zeigt, daß die Organisationen der gewerblichen Wirtschaft, auch wenn sie keine eigene Strafgewalt haben, doch über Mittel und Wege verfügen, ihre Mitglieder auf den Pfad der Tugend zu zwingen. Es kommt nur auf den guten Willen an.

Möge das Beispiel Schule machen!

erschienen wäre. Zwischen damals und heute haben wir endlich begreifen gelernt, daß ein totaler Krieg doch erheblich anders aussehen muß, als ihn sich gewisse Leute bisher vorgestellt haben.

Es mag ja in friedlichen Zeiten eine dankenswerte Aufgabe sein, müden Lebegreisenden und abgetakelten Salonschlangeln, die ja doch keinen vernünftigen Daseinszweck haben, wenigstens das Geld aus der Tasche zu locken. Im totalen Krieg aber fragen wir überhaupt nicht nach dem Sinn und Zweck einer Einrichtung, sondern lediglich danach, ob die Arbeitskräfte, die sie verschleißt, nicht doch dem Kriege dienstbar gemacht werden können. Es ist völlig gleichgültig, was dann über den vernünftigen Wert jener Einrichtung ausgesagt und ins Treffen geführt wird. Sobald sie dem Krieg nicht nachweisbar dient und sobald sie für das deutsche Volk nicht sonstwie lebenswichtig ist, hat sie zu verschwinden.

Man wird dann zwar in jedem Falle einwenden, auf die paar Männlein und Weiblein käme es nicht an. Es kommt aber auf die hunderttausend Männlein und Weiblein an, die insgesamt in durchaus entbehrlichen Vergnügungsbetrieben beschäftigt und dem Kriegseinsatz ferngehalten wurden. Der Krieg kann auf keinen von ihnen verzichten, und man darf deshalb auch keine Ausnahmen machen.

Humanitäres Kränzchen

Der „Wissenschaftlich-humanitäre Verein Kosmos“ in Wien IV, Mühlgasse 11, versandte vor dem letzten Weihnachtsfest an seine Mitglieder ein Rundschreiben, worin diese gebeten wurden, Spenden aller Art für die Schützlinge des Vereins bereitzustellen. Die Schützlinge des Vereins sind nach diesem Rundschreiben „verschämte Arme“, Angehörige der „besten bürgerlichen Gesellschaftskreise“, beispielsweise Offiziere der alten Armee, die sich vor der Inflation abfinden ließen und durch die Inflation dann um die Sicherung ihres Lebensabends betrogen wurden. Diese Menschen seien, so heißt es, schon deshalb auf die Hilfe des Vereins angewiesen, weil sie die Armut nicht offen zur Schau tragen, sich keinen weiteren Demütigungen aussetzen wollen und deshalb „für die offizielle Winterhilfe überhaupt nicht in Betracht kommen“.

Dieser Verein scheint etwas antiquiert zu sein und bedarf wohl selbst einer geistigen Winterhilfe. Seine humanitären Absichten sind wohl ebenso gutgemeint wie der „treudeutsche Gruß“, mit dem er seine Briefe zeichnet. Aber mit beidem fällt er aus dem Rahmen der Zeit.

Die „offizielle Winterhilfe“, nämlich das Kriegswinterhilfswerk des deutschen Volkes, ist ja wohl mit dem dürftigen Almosenbetrieb verblichener Staatswesen nicht mehr zu vergleichen. Es ist so sehr Herzenssache des deutschen Volkes, daß selbst die Soldaten an der Front sich an den Spenden weit über dem Reichsdurchschnitt beteiligen. Sie wollen sich damit die Gewißheit sichern, daß in der Heimat wirklich niemand Not zu leiden und zu darben braucht. Und es ist eine wenig schöne Geste, ihrem Willen und ihrer Gabe den Charakter einer Demütigung anzuhängen.

Wir zweifeln gar nicht, daß es verschämte Arme gibt. Wir wollen den alten Volksgenossen, die zu stolz sind, Hilfe zu erbitten, weiß Gott, auch keinen Vorwurf machen. Wir haben uns vor ihrem Stolz und ihrer Würde in Ehrfurcht zu neigen. Aber es gehört ja auch zu den vornehmsten Aufgaben des Winterhilfswerks, seiner Blockwaller und Helfer, jene verschämten Armen dennoch auffindig zu machen und so zu betreuen, daß sie darin keine Demütigung erblicken können.

Da es schon seit Jahren keinen arbeitslosen und kaum noch einen Deutschen gibt, der im Alter oder der Erwerbsunfähigkeit dem Elend preisgegeben wäre, verwendet, wie wir wissen, das Winterhilfswerk nur noch den geringsten Teil seines Millionen- und Milliardenereinkommens zur unmittelbaren Linderung menschlicher Not. Der weitaus größte Teil der WHW-Spenden dient dem sozialistischen Aufbauwerk, der Verhütung jeglicher Not, der vorbeugenden Betreuung vornehmlich der Mütter und Kinder. Wenn nun so ein Verein, die Kunde verbreitet, es gäbe dennoch bedürftige Volksgenossen, denen — außer ihm selbst — niemand helfe, so muß das den Eindruck erwecken, als habe die NSV, ihre Pflicht versäumt; ihre Pflicht: verschämte Arme auch dann aufzufinden und zu betreuen, wenn sie zu stolz sind, um Hilfe zu betteln. Ja, es muß sogar der Eindruck entstehen, als würden die Spenden des deutschen Volkes nicht immer und überall ihrem vordringlichen Zweck, sondern eben anderen Aufgaben zugeführt.

Eine private Wohltätigkeit, die sich gewissermaßen hinter verschlossenen Türen abspielt, richtet durch ihre mißverständliche Humanität mithin zweierlei Schaden an: Sie schädigt das Ansehen des Winterhilfswerks, indem sie ihm ungenügende Leistung im Kampf gegen Armut und Not nachsagt; und sie schädigt jene verschämten Armen selbst, denn es ist ja wohl nicht zu bezweifeln, daß das WHW, jenen Volksgenossen besser und wirksamer helfen könnte und helfen würde als irgendwelche wohltätige Damenkränzchen.

Wenn die Not eines deutschen Menschen den aufmerksamen Blicken der NSV, und ihrer Helfer wirklich entgangen sein sollte — und das wäre bei der Anspannung aller Kräfte ja vielleicht im Einzelfall immerhin mal denkbar — dann wäre es gerade ein Gebot der „Humanität“, ja, die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit solcher Vereine, sie darauf hinzuweisen, statt dem großen Hilfswerk des deutschen Volkes auf eigene Faust, mit vermutlich sehr unzureichenden Mitteln, jedoch zur Befriedigung eigenen Vereinsehrgeizes „Konkurrenz“ zu machen.

Für die Waffen-SS

Wir lösen uns vom Feind

PK. Es ließ sich nicht länger verheimlichen; denn zurückgeblieben waren einzig die Gefechtselheiten, und auch die machten sich nun allmählich fertig zum Abmarsch.

Da zerfloß die letzte Hoffnung selbst bei den Optimisten unter der Zivilbevölkerung. Eilig packten sie ihre paar jämmerlichen Habseligkeiten, und Wagen auf Wagen — vorne der kleine, klapprige Klepper der Steppe, hinten im Schlepptau die müde, die einzige Kuh — verließ unser Dorf an der HKL. Es nahte zwar wieder das Paradies — doch sie kehrten ihm lieber den Rücken.

Sie nahmen alles gerne auf sich, die Unbill des Winters, die Nächte ohne Dach über dem Kopf, Not vielleicht und Entbehrung, mit dem Gleichmut des östlichen Menschen — nur nicht noch einmal das viele Glück zu Stalins Einheitspreisen...

Alle Quartiere waren schon geräumt. In ihrer ärmlichen Kahlheit, ihrer namenlosen Dürftigkeit blickten sie uns nach, wie wehmütig und mit abgeklärten Gesichtern. Allein der Kompaniegefechtsstand strahlte noch in der ganzen Wohnlichkeit, die der deutsche Soldat selbst in die letzte, erbärmlichste Kiste zu zaubern versteht. Sie gehört zu seinen geheimnisvollsten Importartikeln im Sowjetparadies, denn manchmal will es wirklich so scheinen, als schaffe er all die Gemütlichkeit um sich herum mit nicht viel mehr als einem fröhlichen „Simsalabim!“

Aber auch auf dem Kompaniegefechtsstand ging man jetzt daran, die Sachen zum Verladen hinauszutragen. Die Photos verschwanden von den Wänden, der Radioapparat folgte, und schließlich wanderten auch die Autositze, die neben dem Ofen eine gemütliche Ecke geschaffen hatten, zu ihrem Kübelwagen zurück.

Übrig blieb nur noch der Tisch mit den verschiedenen hohen Stühlen, die aus dem ganzen Dorf zusammengetragen worden waren. Und auf diesem Tisch wurde nun das Abschiedessen aufgetragen, das der Kompaniegruppenführer, der sich „außerdienstlich“ für einen guten Koch hielt, gemeinsam mit der Ordonanz des Chefs zusammengebastelt hatte; denn die Küche war mit dem ganzen Troß schon in der vergangenen Nacht abgerückt.

Auf dem „Speisezettel“ stand vielversprechend eine Gans. Aber es war wohl eine Gans, die im Marathonlauf durch das ganze Dorf ihren Häschern zu entkommen versucht hatte, so zah war sie und „vom Fleisch gefallen“.

Wir würgten an ihr herum; sie sträubte sich noch im Tode gegen uns und hielt sich mit Sehnen und Fasern an unseren Zähnen fest. Aber wäre ihr Fleisch auch butterweich und spanferkelzart gewesen, und hätte Lukull in höchstgelegener Person sie gebraten — sie hätte uns trotzdem nicht recht geschmeckt. Denn keiner war ganz bei der Sache, die Gedanken waren auf Spähtrupp im Niemandsland der nächsten Zukunft, und in einem Winkel seines Herzens verbarg jeder die ernste Frage, ob es diesmal wohl auch gelingen wird, uns planmäßig vom Feinde abzusetzen. Muß doch kaum ein Vormarsch in seinen Einzelschritten so fein abgestimmt sein wie eben eine Frontverkürzung von nicht nur taktischer, sondern darüber hinaus strategischer Bedeutung, will sie zudem geordnet und ohne größere Verluste vollzogen werden. Ein kleiner Fehler nur, der unterläuft, eine Einheit, und sei es auch nur eine Kompanie, die sich rascher vom Feinde löst als vorgesehen, kann — mehr als bloß den Nachbarabschnitt — sogar das ganze Unternehmen ernstlich gefährden. Es ist ein Räderwerk von einer Präzisionsarbeit, wie sie nur jemand richtig einzuschätzen weiß, der sozusagen den Anschauungsunterricht am Objekt selbst erhalten hat.

Und für den einzelnen, die Männer: Welche erhöhte Bedeutung gewinnt da plötzlich der Motor des eigenen Fahrzeuges. Man lauscht fast die ganze Fahrt über auf die Lebenszeichen, die er von sich gibt — lauscht wie ein Arzt auf den Herzschlag eines Patienten, wie ein Arzt zudem, dessen ganze Existenz von Leben oder Tod dieses Patienten abzuhängen droht. Das trifft vor allem auf jenen Panzermann zu, der gewissermaßen die Nachhut der Nachhut bildet, der als Letzter der Letzten fährt und dessen „Kiste“ darum kein noch so guter Kamerad mehr abzuschleppen vermag.

An solchen Tagen habe ich schon manchen am Lenkrad seines fahrenden Wagens schwitzen sehen, so manchen, der bis dahin wenig von solchen Institutionen gehalten hatte wie dem berühmten technischen Dienst oder ähnlichen „Erfindungen“ eines „boshafte“ Schirrmeisters. Beim Vormarsch — na schön, springt das Biest eben nicht mehr an, man lehnt sich an den Kotflügel, steckt sich eine Zigarette an, winkt eventuell gönnerisch den vorbeibrausenden Kameraden und wartet mehr oder weniger gelassen eben auf den „Deus ex machina“, den I-Wagen. Geht es

mal aber zurück, dann weicht die würdevolle Reserviertheit dem Motor gegenüber rasch einem geradezu fanatischen Basteldrang.

Ach, was haben wir trotz des Ernstes der Situation da oft schon herzlich gelacht! Besonders bei solchen plötzlich sehr eifrigen Bastlern, denen sonst das geliebte Dolcefar niente (das süße Nichtstun) sozusagen aus sämtlichen Knopflochern guckte! —

Die Motoren waren schon angeworfen, unter den leichten rhythmischen Stößen bebten die Wagen, auf denen dicht nebeneinander bereits die Männer saßen, als sich aus dem hellen Nebel der Mondnacht neuerdings wie Schemen eine Gestalt nach der anderen löste, bepackt mit Munitionskästen oder MG. Im fahlen, gespensterhaften Licht, das wie mühsam durch den Nebel sickerte, wirkte in ihren Pelzen jede noch riesiger, wuchtiger.

Es war unsere letzte Sicherung. Nun trennte uns nichts mehr von den Sowjets als der geheimnisvolle, lauernde Nebel, aus dem sie vielleicht schon in der nächsten Sekunde auftauchen konnten.

Vorne ein Panzer, hinten ein Panzer, setzte sich unsere kleine Kolonne langsam in Be-

wegung, vorbei am Kolchos, zwischen dessen weit auseinanderliegenden, langgestreckten Scheunen und Ställen wir den Sowjets noch vor wenigen Tagen eine furchtbare Niederlage bereitet hatten. Von den 95 Mann, mit denen sie in unser Dorf eingedrungen waren, hatten sie 33 an Toten und 29 an Gefangenen verloren, indes unsere Verluste einen Toten und vier Verwundete betrug. Und das, obwohl wir damals völlig überrumpelt worden waren.

Von diesem Gefecht her hatte jeder von uns zu seinen Waffen noch eine sowjetische Maschinenpistole. Wir waren also buchstäblich bis an die Zähne bewaffnet und hatten eigene und erbeutete Munition in solchen Mengen, daß wir in diesem Punkte auch für den Fall, abgeschnitten zu werden, kaum so bald in Sorge zu sein brauchten. Mit schußbereiten Waffen, sichernd nach links und nach rechts, führten wir los.

Als wir die alte Vormarschstraße erreichten, auf der es in der vergangenen Nacht und auch noch in den Morgenstunden sehr lebhaft zugegangen war, lag sie, in Nebel wie Watte gepackt, völlig ausgestorben da.

Bis zur nächsten Nacht...

An der Flußbrücke warteten bereits Pioniere, um sie zu sprengen. Überall in dem weiten, flachen Tal ging es nun wie auf Kommando los: gewaltige Detonationen, Einschläge, bei denen man den Abschluß vermisse, bis uns wieder einfiel — Sprengungen!

Wir fuhren durch den Ort, in dem gestern noch der Divisionsgefechtsstand lag. Auch die Bewohner hatten ihn verlassen — mit einer einzigen Ausnahme, einer Greisin, die tags zuvor aus einem Dorf an der HKL hierher geflüchtet war und nun nicht mehr weiter konnte und auch nicht wollte. Denn, erklärte sie tränenlos, sie hätte auf der Flucht ihre beiden Töchter und deren Kinder nur behindert.

Nachdem wir endlich unsere Abteilung erreicht hatten, wurde der Rest der Nacht in Igelstellung verbracht.

Bis dahin hatten die Sowjets uns ungeschoren gelassen. Wir konnten uns das gar nicht erklären. Es war wohl so, daß sie unseren Bewegungen nicht recht trauten, zumal noch vor vierzehn Tagen ihre mit aller Wucht gegen unseren Abschnitt vorgetragene Offensive gänzlich ergebnislos in sich zusammengebrochen war.

Gleich am frühen Morgen aber legten sie

um so eifriger los — so, als müßten sie alles Versäumte schnellstens nachholen, mit Granatwerfern, Salvengeschützen und Artillerie. Allein wir hatten zu bleiben bis zur nächsten Nacht, in der dann die Infanteriesicherungen dieses Abschnitts eingezogen wurden.

So ging es nun Tag für Tag, Nacht für Nacht, immer in kleinen, genau ausgerechneten Etappen, bis wir schließlich die neue HKL hinter uns hatten und eine andere Division uns ablöste.

Wer von den Kameraden Gleiches schon im letzten Winter erlebte, kennt den Unterschied zu damals nur zu genau. Denn was damals bisweilen nicht so ganz klappte, vollzieht sich diesmal mit geradezu maschineller Exaktheit. Und nicht zu vergessen die Winterausrüstung heute: Mit unseren Anoraks, Filzstiefeln, Pelzwesten, Pelzmänteln, Pelzkapuzen sehen wir aus teils wie Polarforscher, teils wie etwas afzu groß geratene Heinzelmännchen.

Was sich nicht geändert hat, ist der Schatten, der sich auf unsere Herzen legt, wenn wir an den Gräbern unserer Kameraden vorbeikommen, die wir vorläufig zurücklassen müssen...

SS-Kriegsbericht Dr. Hermann Pirich



Aufn.: SS-PK-Kriegsbericht Mielke

Sekunden vor dem Angriff...

SS-Unterscharführer H.

PK. Zwei Kompanien einer Panzerabteilung der Waffen-SS sind zum Gegenangriff angetreten. Rechts einige Panzer der dritten Kompanie, links die gesamte zweite. Der Gegner ist an Zahl um einiges überlegen und hat außerdem noch sämtliche Geländevorteile für sich. Er versucht außerdem im Laufe des Angriffes immer von neuem, unseren rechten Flügel zu umgehen und so uns von der Flanke her zu packen. Der Chef der dritten Kompanie gibt deshalb durch Sprechfunk an den Kommandanten, welcher mit seinem Panzer den rechten Flügel abschließt den Befehl, möglichst weit nach rechts auszuholen, um den feindlichen Umgehungsversuchen von vornherein jedes Gefahrenmoment zu nehmen.

Der Kommandant des Panzers, der SS-Unterscharführer H., quittiert den Befehl und schert weit nach rechts aus. Gleichzeitig rollt er mit unverminderter Geschwindigkeit auf den Feind zu, der an dieser Stelle des hartumkämpften kleinen Frontabschnittes allein zwanzig schwere Panzer zusammengefaßt hat.

Der Kompaniechef sieht den Panzer rollen... „Der Kerl ist wohl verrückt?“ ... Er hat keinen Panzer zu verschicken und gibt darum den Befehl zum Halten durch. An die Meldung, daß der Befehl verstanden worden sei, ist noch der Satz angehängt, daß der Panzer nunmehr eine äußerst günstige Schußposition gewonnen habe.

Der Kompaniechef überlegt eben eine Antwort, da sieht er, wie sich die Luke des Panzers öffnet. Er sieht den Unterscharführer fast bis zu den Knien herauskommen und irgend etwas seitwärts weit ins Feld werfen. Er gibt Befehl, daß sich der Panzerkommandant sofort wieder in den Panzer zu begeben habe. Dann wird seine ganze Aufmerksamkeit wieder vom Verhalten der Feindpanzer in Anspruch genommen. Nach einer Weile meldet der rechte Flügelmann: „800 Meter links voraus ein T 34!“ Der Kompaniechef wirft einen kurzen Blick nach seinem rechten Panzer und vergißt darüber fast den neuen Feindpanzer. Der Unterscharführer ragt bis zum Leib aus der Kuppel, hält — es ist deutlich durchs Glas zu sehen — ein Taschentuch vor das linke Auge, vor dem anderen Auge hat er das Fernglas. Der Kompaniechef fragt kurz an: „Was ist mit Unterscharführer H.“? Er hört, wie im anderen Panzer jemand dem Funker zuruft: „Sagen Sie, es ist nichts von Bedeutung!“ und dann die Meldung des Funkers: „Unterscharführer H. durch Panzerbüchse schwer verwundet. Linkes Auge ausgeschossen, rechte Schädeldecke angeschossen!“

Der Kompaniechef — er sieht den Unterscharführer durch das Glas im Turm seines Panzers stehen und unentwegt den Gegner beobachten — denkt, er habe sich verhöhrt und fragt noch einmal. Allein es hat seine Richtigkeit, der Mann hat seit ein paar Minuten an Stelle seines linken Auges eine klaffende Wunde und steht dennoch im Turm und beobachtet mit dem gesunden rechten Auge den Feind, um ihm bei der geringsten Blöße seine Granaten hinüberzujagen!

Dem Kompaniechef schlägt es die Sprache. Es dauert erst einige Sekunden, bis er dem Unterscharführer den Befehl erteilt, sofort auszusteigen, vor allem aber sofort aus der Luke zu verschwinden. Der Panzer drüben setzt sich in Bewegung, dreht vom Feinde ab und geht auf Gegenkurs.

Die Bolschewiken setzen ihre Panzergranaten und Flakfeuer hinter ihm her, einmal zu kurz, einmal zu weit, bis kurz vor dem Gefechtsstand des Kommandeurs doch noch eine Flakgranate ein Leitrad des Panzer trifft. Da erst steigt der Unterscharführer aus, um den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Von einem Arzt des Infanteriebataillons behelfsmäßig verbunden, meldet er sich bei seinem Kommandeur in strammer Haltung. Über den Augenblick seiner Verwundung hat er wenig auszusagen. Er hat im Panzer beobachtet, wie ein Oberleutnant der Infanterie unweit des Panzers schwer verwundet worden ist und anscheinend sein Verbandpäckchen nicht finden konnte. Kurz entschlossen hat also der Unterscharführer seine eigenen Verbandpäckchen zusammengeklaut, die Turmluke geöffnet und dem verwundeten Oberleutnant die Päckchen zugeworfen. Dabei erreichte ihn der Befehl seines Kompaniechefs, sofort wieder in den Panzer zu verschwinden. Noch ehe er Zeit gefunden hat, diesen Befehl auszuführen, hat es ihn erwischt. Seinen Standort habe er eben auf Befehl seines Kompaniechefs verlassen.

Der Notverband hat sich bereits wieder gelockert. Durch die Gaze sickert das Blut. Der Unterscharführer steht unbeweglich, das gesunde Auge auf den Kommandeur gerichtet. Der Kommandeur Ritterkreuzträger und selbst ein harter Soldat, verliert wenig Worte in solchen Augenblicken, aber er befördert den Panzerkommandanten sofort zum Oberscharführer. Dann setzt sich der Verwundete in ein B-Krad und läßt sich fast sieben Kilometer zur Kompanieunterkunft zurückbringen, meldet sich dort beim Stabschef ab und fährt dann erst zum Hauptverbandplatz. Dort erst verläßt ihn sein eiserner Wille, bewußtlos wird er in Behandlung übernommen.

Kriegsbericht Karl Heinz Eckert

Beförderungen in der SS

Der Führer hat mit Wirkung vom 30. Januar 1943 befördert:

Zum SS-Obergruppenführer: den SS-Gruppenführer Taubert;

zu SS-Gruppenführern: die SS-Brigadeführer: Frank (August), Dr. Gebhardt, Dr. Genzken, Haltermann, von Herff, Katzmann, Koch (Fritz), Dr. Schultze (Walter);

zu SS-Brigadeführern: die SS-Oberführer: Dr. Brandt (Karl), Bock, Cerff, Dellenbusch, Friedrich (Max), Hellwig, Reichsritter von Oberkamp, Ritzer, Dr. Schmitthöner, Dr. Schöngarth, Dr. Schwab, Steeg, Dr. Stellrecht, Vogelsang, Vogler.

Ein Kommandeur

„PK. Als der Führer an „Gruppenführer Steiner das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes für die hervorragenden kämpferischen Leistungen der unter seiner Führung stehenden großgermanischen „Panzer-Grenadier-Division „Wiking“ verlieh, da empfanden alle „Wiking“ diese hohe Auszeichnung mit ihrem Kommandeur als eine allgemeine Auszeichnung für die gesamte Division.

Diese stolze Freude aller „Wiking“ wird derjenige um so tiefer begreifen, der von dem Werdegang dieser „Panzer-Grenadier-Division“ dem Weg ihrer Kämpfe und dem entscheidenden Anteil weiß, den ihr Kommandeur, „Gruppenführer Steiner, an beiden besitzt. An dem Verhältnis dieser Division zu ihrem Kommandeur offenbart sich eindrucksvoll jenes Gesetz von der fruchtbaren Wechselwirkung zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft, das durch unsere Weltanschauung seinen neuen schöpferischen Sinn empfing und besonders im Kriege, für den Bereich soldatischer Erziehung und Führung entscheidende Bedeutung hat.

Im I.-R. 41 zog der achtzehnjährige Leutnant Steiner 1914 in den Ersten Weltkrieg und kämpfte als Frontoffizier bei verschiedenen Einheiten im Osten und Westen. Er wurde verwundet und erwarb sich die Eisernen Kreuze beider Klassen. Als der Oberleutnant Steiner nach vier Jahren Krieg aus dem Felde heimkehrte, zog er nicht den Waffenrock aus, sondern blieb in Dunkel und Hoffnungslosigkeit der Nachkriegsjahre seinem Berufe, den er als Berufung aufnahm, treu.

Er gehörte dann zu jenen unbekannten Offizieren des Hunderttausend-Mann-Heeres, die in den zuchtlosen Jahren des Niederganges, als durch die Fesseln des Versailler Schandvertrages die Grundfesten preußisch-deutschen Soldatentums und damit die Grundlagen des völkischen Widerstandswillens bedroht waren, ihrem entsagungsvollen, von vielen unverständlichen Dienst in beharrlicher Pflichterfüllung nachgingen in dem oft einsamen, aber stolzen Bewußtsein, hier an entscheidender Stelle für die Wiedergeburt der Nation zu wirken.

Im Feuer des Ersten Weltkrieges gehärtet und an sich selbst in der Stille arbeitend, erkannte der junge Offizier den tiefen Wert einer soldatischen Erziehung und Charakterbildung, die, in der kargen Strenge friderizianischer Pflichterfüllung wurzelnd, doch nicht im absoluten Bereich des Soldatischen verharrt, sondern darüber hinaus vorstößt in die Bezirke des Politischen und Künstlerischen, in das ganze weite, fruchtbare Feld des völkischen Lebens überhaupt, aus dem ja auch der Soldat erst den höheren und letzten Sinn seines Berufes zu empfangen vermag.

Auch der Hauptmann Steiner wollte damals gewiß nicht Landsknecht sein. Militär ohne Bindung, er suchte den wehrhaften Dienst an seinem Volke aus dem Erlebnis seines ganzen Wesens. So faßte er auch seine Arbeit in der Truppe auf und fand damit den Weg zum politischen Soldaten, der ihn nach der Machtübernahme und Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht 1935 als Bataillonskommandeur in einem „Infanterieregiment zur Waffen-“ führte. Hier leistete er, nach Jahresfrist das Regiment selbst übernehmend,

innerhalb der noch jungen Truppe eine so hervorragende erzieherische und organisatorische Aufbauarbeit, daß er sein „Regiment drei Jahre später im Polenkrieg und im Westfeldzug zu großen Erfolgen führen konnte. Schon in Polen mit den Spangen zum Eisernen Kreuz II. Klasse und Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichnet, verlieh ihm der Führer am 15. August 1940 das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Dem also bewährten Offizier und „Führer vertraute der Reichsführer „Himmler dann am 1. Dezember 1940 die Führung der neu erstehenden großgermanischen „Division „Wiking“ an.

Damit sah sich der damalige „Oberführer Steiner vor eine ganz besondere, sehr schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe gestellt: standen doch neben ihren deutschen Kameraden in dieser Division Freiwillige aus fast allen germanischen Ländern — vorwiegend Niederländer und Flamen, Norweger und Dänen, dazu aber auch Freiwillige anderer nordischer Völker.

Die meisten dieser germanischen Freiwilligen

kamen bereits aus dem inneren Ringen um die neue Volkwerdung ihrer Nationen. Sie wußten aus eigenem, oft bitterem völkischem Erleben um die Schwere der Wehen, daraus ein neues Europa geboren werden sollte, von dessen Notwendigkeit sie überzeugt waren. Ebenso hatte ihr bisheriger Kampf, entzündet und befruchtet durch die große Revolution der Deutschen, sie gelehrt, daß dieses neue Deutschland, das Reich Adolf Hitlers, die gewaltige natürliche, geistig-politische Mitte jenes kommenden Europa sein mußte, darin auch ihre Völker den ihnen gebührenden Rang einnehmen würden und für das sie nun, in letzter Folgerichtigkeit ihres Handelns, unter deutscher Führung zur Waffe griffen: die Besten ihrer Völker — Soldaten der europäischen Revolution.

So traten sie in die Reihen ihrer deutschen Kameraden, im gleichen grauen Rock mit der hellen Sigrune im schwarzen Feld, ohne Fragen, ohne sichernden Anspruch, bereit, als „Männer und Soldaten das gleiche Schicksal des Kampfes auf sich zu nehmen und es zu erfüllen in der Bewährung und im Opfer. Und so stellte die „Division „Wiking“ eine völlig neue Erscheinung in der geschichtlichen Entwicklung des deutschen, ja europäischen Soldatentums da; sie sollte wieder zu der ersten großgermanischen Kampfgemeinschaft

seit den frühen Tagen unserer Geschichte werden.

Als Kommandeur dieser Division fand „Oberführer Steiner also ein Wirkungsfeld, das seiner ganzen bisherigen Entwicklung und seiner Auffassung vom Wesen und Werden politischen Soldatentums folgerichtig entsprach. Hier trat neben die soldatische Führungsaufgabe nach altbewährten Grundsätzen ein politischer Auftrag von gänzlich neuer und hoher Bedeutung. Es galt einmal, die deutschen „Männer und ihre Kameraden aus den verschiedenen germanischen Ländern zu einer an Haltung und Gesinnung klaren und festgefühten soldatischen Einheit auszubilden und zu erziehen. Es galt zum anderen, in allen Wikingern, Unterführern und Männern das tiefere Verständnis zu wecken für die besondere Eigenart und Zielsetzung ihrer Division, in der nach langem zum ersten Male wieder germanische Kämpfer fast aller nordischen Völker freiwillig zusammentraten, um im gemeinsamen Waffendienst, im gemeinsamen Kampf und Opfer zu einer Gemeinschaft zusammenzuwachsen, von der einmal in den kommenden Zeiten des friedlichen Aufbaus im neuen Europa neue und fruchtbare Kraftströme ausgehen sollten.

Als Wichtigstes aber kam wohl hinzu, daß hier ein Truppenführer am Werk war, der neben ausgedehnten und vielseitigen militärischen Fähigkeiten, Kenntnissen und Erfahrungen die eigentümlich bildende Kraft und tiefgreifende Wirkungsweise der echten Persönlichkeit besaß und entschlossen war, diese aus neuen soldatisch-politischen Grundlagen werdende Kampfgemeinschaft auch nach neuen, eigenwilligen Grundsätzen zu formen.

Wenige Namen nur können heute schon die Härte jener Kämpfe und das Maß ihrer strategischen Bedeutung ahnen lassen, welche die Division in diesen anderthalb Jahren hinter sich ließ. Aber kein Wiking wird wohl, nach den Grenzschlachten in Galizien, Sommer 1941, die Tage von Taraschtscha, die feurigen Nächte im Brückenkopf von Dnjepetrowsk, die schwere Zeit der Verfolgungskämpfe in der Ostukraine auf Rostow zu und die harten Monate des Abwehrkampfes in der Miuststellung während des vorjährigen Winters vergessen. Keiner auch wird die stolzen Tage von Rostow vergessen, den anschließenden, pausenlosen Vormarsch über Don und Kuban in der Gluthitze des Sommers 1942 bis in das Ölgebiet des westlichen Kaukasus; immer auch werden die Gräber unserer Gefallenen am Panzergraben vor Malgobek, das wir den Sowjets nach blutigstem Ringen entrissen, in unserem Gedächtnis bleiben, und dann die späteren Kämpfe im Raume von Alagir, im Angesicht der ewigen Schneegipfel des östlichen Kaukasus.

Neben der ehrenvollen Erwähnung im Wehrmachtbericht während des vergangenen Winters und der Verleihung des neuen Namens „Panzer-Grenadier-Division Wiking“ stellt die Verleihung des Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an den „Gruppenführer Steiner durch den Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht die stolze äußere Anerkennung dieser soldatischen Leistungen dar. Darüber hinaus jedoch sind sich wohl alle Wikingers bewußt, daß aus solchem gemeinsamen soldatischen Handeln und Opfern einmal als kostbarste Frucht der gemeinsame Sieg erwachsen wird. Er aber soll sie aus dem Geist der Front dann die Taten des Friedens gelingen lassen, aus denen das neue Europa als das letzte und edelste Ziel ihres Kampfes gestaltet werden wird.

„Kriegsbericht Dr. Hanswerner Nachrodt



Links: Eichenlaubträger „Gruppenführer und Generalleutnant der Waffen-“ Felix Steiner, Kommandeur der „Panzer-Grenadier-Division „Wiking“

Den Helden, vorbildlich in Gesinnung und Haltung, starb am 2. Weihnachtstag in einem Lazarett im Osten an den Folgen seiner am 19. Dez. 42 im Donbogen erlittenen schweren Verwundung unser innigster geliebter, hoffnungsvoller, unvergesslicher Sohn, mein mir in Liebe und Treue verbundener Bruder, unser lieber edler Neffe, Vetter, Onkel, Schwager und bester Kamerad, der

Amalie HJ-Führer des Gebietes Sachsen (16)

Pg. Robert Hädicke

„Oberjunker in der Waffen-“

Inhaber d. HJ-Leistungsabzeichens in Silber u. des Verdienstabzeichens. Im blühenden Alter von 22½ Jahren gab er für Großdeutschlands Zukunft sein Höchstes und wir unser Bestes. Auf einem Friedhof in Charkow ruht unser lieber Robert. Er ist dort mit militärischen Ehren beigesetzt worden. Sein Leben war unser Stolz und Hoffnung. Sein Tod erfüllt uns mit tiefer Trauer.

Hugo Hädicke, Marie Hädicke, geb. Berger, Hildegard Hädicke als Schwester, Hilde Kramer als liebste Kameradin, alle Anverwandten und befreundeten Familien.

Berlin, Leipzig, Hannover, Jena, Berlin SW 61, den 28. Januar 1943, Möckernstr. 79/IV.

Das Leben meines lieben Mannes und Kameraden, des

Pg. Paul Kleinert

„Obersturmführer u. Komp.-Chef in der Waffen-“

Inhaber der Dienstauszeichnung 3. und 4. Klasse des EK 2.

hat sich am 19. Dezember 1942 erfüllt. Er starb, damit sein Deutschland lebt.

19. 8. 1906, 19. 12. 1942 Charlotte Kleinert, geb. Mathias, im Namen aller Angehörigen.

Geislautern (Saar), Am Hammergraben 3.

Schweres Herzeleid brachte uns die traurige Nachricht, daß unser geliebter, herzenguter Bruder, Schwager, Onkel, Neffe und Vetter, der Wirt

Fritz Güthmann

„Unterscharführer in einem Reiter-Regt. der Waffen-“

Inhaber des EK 2. Kl., des Infanterie-Sturmabzeichens, der Ostmedaille u. anderer Auszeichnungen.

Im Alter von 37 Jahren sein Leben auf dem Felde der Ehre dahingab. Er fiel am 2. Januar in einem Lazarett einer schweren Krankheit zum Opfer. Seit Anfang des Feldzuges stand er im Osten und war stolz darauf, in der

Waffen-“, fest und unbeirrbar im Glauben an den Endsieg, als treuer Gefolgsmann Adolf Hitlers zur Rettung des Vaterlandes kämpfen zu dürfen. Auch er gab sein junges Leben, damit Deutschland lebt. Möge er in seinen ewigen Ruhestätte den Frieden gefunden haben, den ihm ein kurzes, hartes Leben der Pflichterfüllung selten gönnte. Alle, die ihn kannten, werden diesen aufrechten deutschen Menschen nie vergessen.

In unseren Herzen wird er weiterleben.

Im Namen der trauernden Angehörigen: Martha Güthmann.

Münster, Steinfurter Str. 345; Erfurt, Bielefeld und im Felde, im Januar 1943.

Bei einem Fliegerangriff gab mein einziger Bruder, der

Pg. Waldemar Hannusch

am 31. Dezember 1942 als Sonderführer bei einem Feldbahnkommando im Osten sein durch

sicheren Einsatz dem Führer verschriebenes Leben für die Größe und Zukunft unseres Volkes.

Er ruht auf einem Heldenfriedhof. Deine Liebe, lieber Waldemar, sind in unserer Obhut. Uns alle verpflichtet dein Opfer zu noch größeren Leistungen.

Für die Sippe: „Uscha. 10/46 Oskar Hannusch, Hermsdorf über Ruhland, z.Z. bei der Wehrmacht.

Der Herrgott hat zur Erfüllung deutschen Schicksals auch unseren innigstgeliebten

Helmuth

in die heilige Gemeinschaft der Blutzeugen für Volk und Reich aufgerufen. Er ist am 3. Dezember 1942 als

„Untersturmführer in d. Waffen-“ Inhaber des EK 2.

im Alter von 20 Jahren an der Ostfront gefallen. Er hat in Glauben und Treue seinem dem Führer geleisteten Eid erfüllt.

Friedrich Freiherr von Latscher-Lauendorf, Oberleutnant des Heeres; Linda Freilrau von Latscher-Lauendorf, geb. von Wagner-Freysheim, als Eltern; Wolfgang Freiherr von Latscher-Lauendorf, Leutnant der Luftwaffe, Priska Freil von Latscher-Lauendorf, als Geschwister.

Wien 1., Stadiongasse 6, Unterberg am Klopenseesee, im vierten Kriegsjahr Dez. 1942.

Hart und schmerzlich traf uns unerwartet die Nachricht, daß unser lebensfroher, guter Junge, unser unvergesslicher Sohn, mein tapferer, pflichttreuer Bruder

Wilhelm Schulze

„Rottenführer in der Waffen-“

Inh. d. EK 2. Kl., d. Ostmedaille und des Heeres-Flakabzeichens

kurz vor seinem 21. Geburtstag, nach der Teilnahme an den schweren, harten Kämpfen im Osten schwer verwundet, in einem Lazarett gestorben und mit militärischen Ehren auf einem Heldenfriedhof an der Seite seiner Kameraden zur letzten Ruhe gebettet worden ist. Wir danken allen, die ihm in seinem Leben Gutes erwiesen haben.

Wilhelm Schulze, Zimmerer, u. Frau Lina, geb. Ernst, als Eltern; RAD-Mann Erich Schulze, z.Z. im Lazarett, als Bruder; Renner Wilhelm Schulze, als Großvater, sowie alle Verwandten und Bekannten.

Abbenrode, über Vienenburg am Harz, im Januar 1943.

Am 5. Januar 1943 schloß sich der Lebensring meines so geliebten, herzenguten, immer frohen Lebenskameraden, unseres immer für uns sorgenden, lieben Vaters, meines letzten, lieben Sohnes, unseres guten Schwiegersohnes, Schwagers und Onkels, der

„Untersturmführer in der 44. „Stand.

Manfred Geisel

Oberleutnant und Komp.-Chef i. v. Grenadier-Regt. / Inh. des EK 1. u. 2. Kl., des Inf.-Sturmabzeichens, des finnischen Freiheitskreuzes mit Schwertern und der Ostmedaille; Teilnehmer des Norwegens- und Russlandfeldzuges

In selbstverständlicher Pflichterfüllung setzte er immer seine ganze Kraft und sein Leben ein für den Kampf des Führers und die Zukunft Deutschlands. Ein glühend begeistertes, vorbildlich tapferes Soldatenleben fand im Tod seine Vollendung. Wir sind so stolz auf ihn!

Im Namen aller: Liesel Geisel und Kinder Oskar, Gerlinde und Manfred.

Eberswalde, Marienwerder Str. 23.

Am 19. Januar 1943 erreichte mich die schmerzliche Nachricht, daß mein innigstgeliebter, herzenguter Mann, der harte Papi seines kleinen Lieblings, mein lieber, einziger Sohn, unser guter Bruder, Schwiegersohn, Schwager, Onkel und Neffe

Karl Lenz

„Sturmmann in einer „Flak-Abteilung

am 3. Januar 1943 an seiner schweren Verwundung, die er am 30. Dezember im Kampf gegen den Bolschewismus erlitt, 4 Tage vor seinem 33. Geburtstag in einem Lazarett gestorben ist.

Ein Leben der Pflicht und Güte fand viel zu früh seine Vollendung.

M. Lenz, geb. Thoms, Söhnen Heinz, Mutter, Schwestern, allen Verwandten und Bekannten.

Ein tragisches Geschick entriß mir meinen über alles geliebten Mann

„Unterscharführer in der 48. „Standarte

Johannes Voigt

Major der Artillerie

Inh. d. EK 1 u. 2 (1939), der Ostmedaille sowie and. hoher Auszeichnungen des Ersten Weltkrieges

Er wird in meinem Andenken so weiterleben, wie er war.

Thea Voigt, geb. Hall, im Namen aller Hinterbliebenen.

z.Z. Leipzig C 1, Humboldtstr. 22.

In soldatischer Pflichterfüllung für Führer und Vaterland verstarb auf einem Verbandplatz kurz nach seiner Verwundung am 3. November 1942 bei Malignobek im Terekgebiet unser heißgeliebter Junge, unser guter, treuer Bruder und lieber Enkel,

Manfred Friedrich

„Rottenführer in der Waffen-“

im blühenden Alter von 19 Jahren und 4 Monaten. Kameraden, die mit unserem Jungen im Gefecht oder bei seiner Verwundung zusammen waren, bitten wir um Nachsicht.

Richard Friedrich; Martha Friedrich, als Eltern, und alle Angehörigen.

Freiburg i. Sa., Hotel Roter Hirsch.

Für den Führer und Großdeutschland lebte, kämpfte und gab am 5. Januar 1943 bei Welkije Luki sein Leben mein lieber, hoffnungsvoller Sohn und Bruder

Ottmar Sigmund

„Hauptsturmführer u. Kompaniechef in der Waffen-“

Inhaber des EK 1. und 2. Kl., des Verdienstabzeichens und anderer Auszeichnungen

Frau Christina Hilmholt-Sigmund, Witwe, und seine Schwester Frau Gertrud Werlein

Karlsruhe, im Januar 1943 Vorholzstr. 11

Mein lieber, guter Junge, unser lieber Bruder, der Freiwillige

Walter Weißleder

„Schütze in der Waffen-“

gab in begeistertem Einsatz sein junges Leben im Alter von 17 Jahren am 22. Januar 1943 im Kampf gegen den Bolschewismus.

In großem Schmerz: Lini Westphal und Kinder.

Ilfeld, den 29. Januar 1943.

Bei den schweren Abwehrkämpfen im Osten fand am 5. Dezember 1942 mein über alles geliebter Mann, der

„Unterscharführer im SD-RF „

Pg. Josef Ficker

geb. 9. Februar 1914

Unteroffizier

in einem Panzer-Grenadier-Regt.

den Helden, wie in den Kampfen, so kannte er auch im Kampf gegen den Bolschewismus nur rücksichtslos persönliche Hingabe.

Im Namen der Sippe:

Annal Ficker

Falkenau a. d. E., 29. Dezember 1942

Am 25. November 1942 starb in einem Lazarett an seiner schweren Verwundung unser unvergesslicher, braver Sohn, mein lieber Bruder, Enkel, Pate, mein edler Bräutigam

Erich Flach

„Rottenführer in der Waffen-“

Träger des Goldenen HJ-Ehrenzeichens

im 21. Lebensjahr den Helden, uns bleibt er unvergessen. Er ruht auf einem Heldenfriedhof im Kaukasus.

Familie Walter Hofmann: Matrose Helmut Flach als Bruder; Carla Semmelhack als Braut (Lübbecke); im Namen aller Angehörigen.

Suhl i. Thr., Untere Kirchgasse 8.

Continental - Reifen

bewährte Helfer für Wehrmacht und Wirtschaft

30 Sekunden
oder 3 Arbeitstage?

Gestern war es nur ein kleiner Hautriss. Heute ist es schon eine „böse“ Wunde und morgen muß der Arzt helfen. 2 oder 3 Tage werden Sie die Hand schonen müssen. Hätten Sie sich doch 30 Sekunden Zeit genommen und gleich ein Traumaplast Wundpflaster aufgelegt.

Traumaplast

Carl Blank, Verbandpflasterfabrik, Bonn a. Rhein



Das Beste ist
gerade genug

zur Erhaltung der Volksgesundheit. Homöopathische und biologische Arzneimittel Schwabe bauen auf 75jähriger Erfahrung und stetiger Forschung auf.



DR. WILLMAR SCHWABE
LEIPZIG

WOLFGANG WOLFRAM VON WOLMAR

PRAG UND DAS REICH

600 Jahre Kampf
Deutscher Studenten

Geographisch - Historisch
692 Seiten Text, 113 Bilder und Tafeln
Preis 27,-

FRANZ MÜLLER VERLAG
DRESDEN

Sprachen!

Engl., Franz., Span., Russ.
Neuere Methode Fernunterricht. Probe unverbindl.
WALGARTH-Unterricht
Berlin - Charlottenburg 2
Mommensenstraße 67/6

Hess Musik- instrumente

sind jetzt nur be-
schränkt lieferbar,
deshalb erst
die Front, dann
die Heimat.
Nach dem
Kriege wieder
Hess-Musik-
instrumente
Klingenthal-Sa.

Die Schuh polier mit Kavalier

MULCUTO DIAMON

Anweisung zum
sparsamen Gebrauch
Mit Schneide Nr. 1
vorarbeiten und mit
Schneide Nr. 2
sauber nach-
rasieren
ZWEISCHNEIDER
NACHSCHLEIFER

für Versand- Kunden

Damenkleidung
Kinderkleidung
Eine genaue Adresse
einreichen, Katalog nach
Neuauflage gratis.
Arendt
Versand
für Stadt u. Land
Nürnberg 45
Königsstr. 9-11

DOSEN AUFBEWAHREN + LEERE

WASCHEN + SPAREN



Vasenol

Von Ost nach West, von
Pol zu Pol,
Immer trifft du
VASENOL.

BEUTEL HELFEN

BEUTEL HELFEN

BEUTEL HELFEN

BEUTEL HELFEN

BEUTEL HELFEN

BEUTEL HELFEN

BEUTEL HELFEN



Heute besser pflegen denn je,

darum
öffners mit lauwar-
mem Wasserspülen,
stets nur mit guter
Füllhaltertinte füllen.

Rumbosil

der Ersatz für
Rasenbleiche

RUMBO-SEIFEN-WERKE FREITAL-Sa.

Technischer Selbstunter- richt - interessant, leicht verständlich!

Nur Ehrgeiz und gesunden Men-
schenverstand müssen Sie haben.
Im übrigen genügen Volksschul-
bildung und einige praktische Vor-
kenntnisse als Grundlage. Unsere
erprobten Fernlehrgänge sind den
betrieblichen Vorgängen angepaßt
und sprechen auf eine besondere,
persönliche Art zu Ihnen. ... Aber
hören Sie, wie die Praxis über
unsere Leistungen urteilt:

„Ich kann Ihnen mitteilen, daß es
mir durch die an Ihrer Schule er-
worbenen Kenntnisse gelungen ist,
mich vom Schlosser zum Techniker
hochzuarbeiten. Am 1. 12. 41 habe
ich meine Stellung gewechselt, bin
jetzt bei einer Maschinenbau-
gesellschaft als Techniker auf dem
Prüfungsfeld für
Maschinen tätig. Mein Gehalt ist
auch nach Ablauf der Probezeit
erhöht worden. Erwin Beyer, Techn.“
Bad Schwartau, 2. 3. 42.

Wir unterrichten in Maschinenbau,
Elektrotechnik, Automechanik, Flugzeug-
bau, Betriebswesen und Kurzschrift.
Verlangen Sie kostenlos unser neues
Studienprogramm.

Fernunterrichts - Gesell-
schaft m.b.H., Berlin W 15
Kurfürstendamm 66.



Für Hefeteig - Milei G

1 gehäufte Eßlöffel Milei-G wird mit
2 Eßlöffeln Milch aufgelöst und mit
der aufgelösten Butter und dem Zucker
zu dem aufgegessenen Vorteig gegeben.
Dann verarbeiten man diesen wie üblich.
Regel: 1 gehäufte Eßlöffel Milei-G wird
an Stelle von 1 Ei oder Eigelb verwendet.

Milei

der zuverlässige Ei-Austauschstoff

Sprech und schreibe richtig Deutsch!

Wer falsch spricht, wird belächelt. Feh-
lerhafte Briefe bleiben ohne Erfolg, zer-
stören gute Verbindungen. Schreiben
Sie das! Vervollständigen Sie das Vocabular:
„Sprech und schreibe richtig Deutsch“ mit
Wörterbuch nach den neuesten amt-
lichen Regeln. Es beantwortet alle
Zweifelsfragen: mir oder mich, Sie oder
Ihnen, außer oder schlechter, Sag,
Komma oder teils, größer oder kleiner
Buchstabe, 1 oder h usw. 320 Seiten
in Halbleinen gebunden RM. 4,45 ein-
schließlich Porto (Nachnahme RM. 4,75).
Buchversand Gutenberg, Dresden-D 301
Emil Rudolph

Ihr Optiker

Ist Ihr natürlicher Berater in allen
„Augen-Sorgen“. Als Fachmann
wird er Ihnen, wenn Sie ihn nach
einem wirklich guten Blendschutz
fragen, gerne die farbtreue Auer-
Neophan-Blendschutzbrille
empfehlen. Da sie heute nicht immer
erhältlich ist, muß er Sie vielleicht vor-
merken - aber das Warten lohnt sich!



Pell und Knolle's Kellersorgen.

Nässe.
Niemand wohl so sehr vernügt,
Wenn er nasse Füße kriegt.
Pell und Knolle, hobt Euch sagen,
Können's auch nicht gut vortragen.
Nässe lieben die Bakterien,
Faulnis gibt es dann in Seilen.
Steh Niebrung hast Du Mist im Keller
Und - kommt der Leut, - auch keine Teller.

Kartoffeln lagere trocken

RICHTIG PFLEGEN



Rieker-Schuhe erhalten bei der Pflege
einen schönen Glanz, wenn die Pflege-
mittel sparsam und ohne Druck aufgetragen
werden. Zuerst mit der Bürste, dann mit
dem Lappen glänzen.



NSU

Von Sieg zu Sieg
im Frieden
und im Krieg!



MOTORRADER MOTORFAHRER FAHRER

NSU WERKE AKTIENGESellschaft NECKARSULM

NSU WERKE AKTIENGESellschaft NECKARSULM

NSU WERKE AKTIENGESellschaft NECKARSULM

NSU WERKE AKTIENGESellschaft NECKARSULM

NSU WERKE AKTIENGESellschaft NECKARSULM

NSU WERKE AKTIENGESellschaft NECKARSULM

NSU WERKE AKTIENGESellschaft NECKARSULM

NSU WERKE AKTIENGESellschaft NECKARSULM

UNIFORMEN

für sämtl. Wehrmachtteile aus meiner
Maßabteilung

Wehrmacht-Breeches in allen Größen am Lager Militäreffekten

Größtes Lager in sämtlichen 44-Artikeln
Mützen, Spiegel, Achselstücke, Dolche,
Seitengewehre usw.

Orden u. Ehrenzeichen

Uniform-Stübchen

Berlin W 33, Potsdamer Str. 59
Tel. 22 36 38 und 22 36 85
Versand geg. Nachn., o. Feldpost Vorauszahl.

Amol-Versand

von
Vollrath Wasmuth
Hamburg 39 Amol-Posthof

Postsparen macht unabhängig.

Wo Sie sich auch aufhalten, überall steht die
Postsparkasse

zu Ihrer Verfügung. Viele Millionen Postsparer gibt
es schon heute. Gehen Sie sofort zu Ihrem Postamt
und lassen Sie sich ein Postsparsbuch aushändigen.

DEUTSCHE REICHSPOST

DEUTSCHE REICHSPOST

DEUTSCHE REICHSPOST

DEUTSCHE REICHSPOST

DEUTSCHE REICHSPOST

DEUTSCHE REICHSPOST

DEUTSCHE REICHSPOST



Halt - hier ist zweierlei gefährlich!

Hier sehen Sie einen
Unglücksfall, wie er
unter normalen Ver-
hältnissen nur selten
vorkommt. Keine gute
Hausfrau wird - auch
wenn sie eilig ist -
beim Abtrocknen mit
der Gabelspitze in das

Wisch Tuch stechen. Und wenn es früher wirk-
lich einmal passierte, war es nicht so schlimm;
denn unbrauchbar gewordene Wischtücher
ließen sich ersetzen.

Heute im Kriege ist das anders. Die Haus-
frau muß mit ihrem Aufwasch rascher fertig
werden als sonst. Da müssen die Kinder beim
Abtrocknen helfen. Die ungeübten Kinder-
hände stechen dann manchmal die Gabelzinken
in das Wischtuch - oft bleibt das Wischtuch
auch dort hängen, wo die Glasur an Geschirr
und Töpfen abgesprungen ist. Oder das Ge-

schirr ist noch nicht richtig sauber und wird
nun einfach am Tuch abgeputzt. Die Wisch-
tücher sind dann schmutziger als sonst - bis
dann eines Tages die Hausfrau staunt: So viel
Wischtücher habe ich doch im Frieden gar
nicht verbraucht!

Hier ein Weg, wie Sie mit der Hälfte der
Wischtücher auskommen: Spülen Sie jedes Ge-
schirr vor dem Abtrocknen noch einmal kurz in
heißem Wasser! Da wird es von allen Speis-
resten gesäubert, die vom Aufwaschwasser
noch dranhängen. Es ist genug, wenn Sie sich

einmal die Arbeit mit dem Aufwaschen
machen. Warum wollen Sie noch ein zweites
Mal später den Speiseschmutz aus den Wisch-
tüchern waschen? Wissen Sie auch, daß viele
Hausfrauen überhaupt keine Wischtücher brau-
chen, weil sie das gründlich gesäuberte Geschirr
an der Luft trocknen? Vielleicht kommen wir
überhaupt mit der Hälfte der Küchenwäsche
aus? Denken wir nur daran, wie oft man in
Gedanken die fettigen oder leicht ange-
schmutzten Hände einfach am Küchenhandtuch
abwischt!